B67-3763

Der nächste Weltkrieg

50. Tausend

Der nächste Weltkrieg

50. Tausend

Der nächste Weltkrieg

Die Prophezeiung eines neutralen Diplomaten

N. 2874

31. bis 50. Tausend

Wilhelm Borngräber Verlag
Berlin

Alle Rechte sind vom Verleger gewahrt. Das Übersetzungsrecht in fremde Sprachen ist zu erwerben. Copyright i. J. 1916 by Wilhelm Borngräber Verlag.

Der nächste Weltkrieg:

So will es nun einmal das ewige Weltgesetz, dem wir alle unterworfen sind, so war es seit der Urwelt grauen Tagen und so wird es bis in die nebelhafte Ferne einer unberechenbaren Zukunft bleiben: daß sich keine Entwicklung auf Erden, sei es im organischen oder anorganischen Leben, ohne gewaltsame Umwälzung, ohne Katastrophen und Revolutionen vollzieht. Sosehr die Kultur auch bestrebt ist, den seit Jahrmillionen mit dem sagenhaften Paradies versunkenen und verlorenen Idealzustand des ewigen Friedens herbeizuführen, so wird die Menschheit leider Gottes eben doch immer wieder einsehen und erkennen müssen, daß wir Kinder der Natur die Welt nicht aus ihren Angeln zu heben vermögen, würden wir auch gleich den Titanen der griechischen Mythologie die Berge aufeinandertürmen, um den Himmel zu stürmen. Dem päpstlichen Inquisitionstribunal zum Trotz bleibt unsere Erde nicht stille stehen, sondern bewegt sich in denselben Bahnen um ihre Achse, wie seit dem ersten Tage, da sie aus der Hand der schaffenden Weltseele als Planet hervorging. Wider den Tod ist kein Kraut gewachsen, mochten auch die Alchimisten noch so eifrig nach dem Lebenselixier und dem Stein der Weisen fahnden, und der Satz des alten Weltweisen Heraklit, daß der Krieg der Vater aller Dinge ist, wird schließlich immerdar die Quintessenz, der Schlußstein und das A und O allen Erdenlebens sein, darüber wir niemals hinauskommen. Als der russische Zar an des neunzehnten Jahrhunderts Neige mit dem Palmenzweig der Völkerfriedensidee zu den Nationen Europas herantrat, jubelten ihm die Optimisten und Friedensschwärmer zu, allein kundige Thebaner, denen es vielleicht viel ernster um diesen schönen Traum war, die aber nicht in rosenroten Wolkenkuckucksheimen lebten, sondern die Weltpolitik und ihre Schicksale kannten und im Licht des nüchternen Alltages betrachteten, schüttelten die Köpfe und warnten: Das wird nur der Anfang eines ungeheuren

Blutvergießens werden. Die Pessimisten, die mit dem alten Wilhelm Liebknecht also dachten, haben leider nur zu sehr recht behalten, dieweil den andern die Augen erst aufgingen, als der Friedensengel Palme und Ölzweig mit Degen und Gewehr vertauschte und unter seinem lichten Unschuldsgewand ein waffenstarrendes Koller blinkte und die Kanonen ein sonderbares Evangelium des Friedens und der Nächstenliebe verkündeten. Wir haben in den letzten zwei Jahren einsehen gelernt, daß die Friedensidee ungeachtet aller, nehmen wir einmal an, tatsächlich aufrichtigen Bestrebungen und Bemühungen in Wirklichkeit doch nur eine Utopie ist und daß es just wie zum Hohne fast genau so kam, wie es der „Simplicissimus" einmal von dem Zukunftskrieg prophezeit hatte: In der Nähe des Haag wird die große Entscheidungsschlacht stattfinden, bei der die Kriegführenden mit — Gummikugeln schießen werden, um die Friedensdelegierten in Carnegies prächtigem Palast nicht aus dem Schlafe zu schrecken. Mit Gummikugeln wird nun allerdings nicht im Weltkriege geschossen, und bei Westwind vernehmen die Mynheers „Ons Wilhemintjes" recht deutlich den Donner der Geschütze vom Kriegsschauplatz in Flandern her — die Friedensapostel haben ihn aber trotzdem verschlafen.

So spielt sich heute vor unseren Augen ein Kampf ab, wie ihn die Weltgeschichte bisher noch nicht erlebt hat, und die Historiker sind in Verlegenheit, ihn mit ähnlichen Kriegen des Altertums oder der Neuzeit zu vergleichen. Die Perserkriege, der Zug Alexanders des Großen, die Schlachten der Imperatoren, Hunnen-, Mongolen- und Türkenstürme, ja selbst der Dreißigjährige Krieg und das fünfzehn Jahre währende Schlachtenepos Napoleon Bonapartes verblassen vor der Ausdehnung und den Opfern des Weltkrieges. Keines Menschen Phantasie konnte ihn mit all seinen Schrecken und Verheerungen so ausmalen, wie er jetzt in allen Himmelsrichtungen zu Wasser und zu Lande niedergeht — „ein dräuend Wetter, daß die Welt sich reine".

Denn das ist schließlich der Endzweck und das Ergebnis aller Kriege, die doch nur eine Stufe, einen Prozeß in dem Gange der Entwicklung allen Lebens und aller Kultur bedeuten: daß die Menschheit mit Gewalt ein Stück emporgehoben wird, ein paar Stufen höher auf der Leiter emporklimmt, die zum Ziele der Vollendung und Vollkommenheit führt. Freilich, solche Revolutionen kommen weder über Nacht noch urplötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Natur arbeitet ohne den Bühnentrick zauberhafter Überraschungskunst. Unsere Erde selbst bietet ein Beispiel dafür, und wir brauchen nur einen Blick in ihre Geschichte, die Geologie, zu werfen, um zu sehen, wie sich jede Umwälzung auf Grund streng logischer Gesetze vollzogen hat. Man weiß heute, daß die Nordwestküste Europas von Amsterdam bis Jütland langsam aber stetig ins Meer versinkt, wie andererseits die norwegische Küste sich von Jahr zu Jahr mehr aus dem Wasser erhebt. Trotzdem werden noch Hunderttausende und Millionen von Jahren vergehen, ehe die salzigen Fluten die Tulpengärten Haarlems und die Weiden Schleswigs begraben und Berlin und Hannover an die Stelle des heutigen Hamburg und Bremen treten. Aber wenn dermaleinst diese Katastrophe hereinbricht, so mag das vielleicht mit fabelhafter Geschwindigkeit geschehen, genau so, wie wenn ein baufälliges Haus endlich mit Donnergepolter binnen weniger Sekunden zu einem chaotischen Schutthaufen zusammenstürzt.

So kam auch dieser Weltkrieg nicht unverhofft wie der Dieb in der Nacht, und seine Anfänge lassen sich vierzig Jahre und weiter zurückverfolgen; sie ziehen sich wie ein roter Faden durch die diplomatische und politische Geschichte Europas vom Tage von Sedan bis zum schwarzen Sommer-Sonntag von Serajewo. Solange tanzten wir auf einem Vulkan, spielten wir, ohne es eigentlich recht zu wissen, mit dem Feuer. Erst die Herostraten der Narodna Odbrana warfen die Lichte in das Pulverfaß, das in Casablanca und Agadir bereits zu explodieren drohte.

Die Birne war reif, sie mußte fallen; das Maß voll, es mußte überlaufen. Ein leiser Windzug, ein Tropfen genügt — wenn der kritische Moment gekommen ist. So versank Platons Atlantis mit ihren sechzig Millionen Menschen in einer einzigen schicksalschweren Nacht auf den Grund des Ozeans, so begrub der Vesuv an einem einzigen Tage die blühenden Städte Herkulanum, Pompeji und Stabiae unter Lava und Asche, so genügt ein schwacher Fingerdruck am Abzug eines geladenen Revolvers, um ein Menschenleben zu vernichten — aber nichts, nichts geschieht ohne eine langwierige, sorgfältig bis ins kleinste gehende Vorbereitung und Entwicklung, die wir in sehr vielen Fällen oftmals genau kennen und deren Folgen und Ergebnisse wir vorauszusagen vermögen, ohne daß wir dabei sonderlich den Schleier der Zukunft zu lüften brauchen.

So wußten wir auch, daß einmal dieser Weltkrieg kommen werde; gleich einem Damoklesschwert schwebte er an einem dünnen Haare unheimlich über unseren Häuptern, und seit Jahren hörten wir den noch ferne grollenden Donner und sahen am politischen Horizont das Wetterleuchten einer unheilschwangeren Zukunft, an die wir wie der Mohammedaner an das unerbittliche, unabänderliche Kismet glaubten. La guerre de demain war seit Jahrzehnten ein vielberufenes Schlagwort, das einem schrillen Warnungssignale gleich alle scheinheiligen und heuchlerischen Versöhnungsreden und Freundschaftsfeste übertönte und uns mit gar eindringlicher Stimme zurief: Habet acht und seid bereit! Der Kriegsgott schleift sein Schwert, und der Tod dengelt seine schartige Sense — bald werden die Schlachtenrosen blühen!

Jenseits des Kanals der Imperialismus des Rule Britannia, in Frankreich die seit Sadowa lebendige Revanche — die übrigens den Franzosen Napoleons I. und auch noch während der ersten Regierungszeit Napoleons III. unbekannt war —, in Rußland die panslawistische Idee, die aus Österreich ein neues Polen machen wollte, und schließlich das geradezu sportmäßig betriebene Wettrüsten in

allen Ländern, dem man fast die ganzen Einnahmen opferte — wohin konnte das anders führen als zum Krieg? Wollte man die Entwicklung des Militarismus der einzelnen Großmächte in einem Diagramm darstellen, so ergäbe sich eine aufsteigende Kurve, die sich irgendwo an einer Stelle mit der des Nachbarlandes schneiden muß, und am Ende ein Punkt, in dem die Kurven aller Staaten zusammenstoßen. Im August 1914 hatte Europa diesen Punkt erreicht; die notwendige Folge, vor der kein Diplomat mehr bewahren konnte, war der Krieg.

Er kam, weil er notwendig war, und darum ist er auch ein Glied der göttlichen Weltordnung. Die ultima ratio der Kanonen spricht stets das letzte Wort, wenn die übrige menschliche Kunst und Kraft versagt.

Mit ihrem heiligen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Welt an einem einzigen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt —

sagt Hölderlin in „Hyperions Schicksalslied", und vielleicht hat auch Nietzsche, übrigens ein leidenschaftlicher Antimilitarist, nicht so unrecht, wenn er einmal behauptet, der Krieg habe größere Dinge vollbracht als die Nächstenliebe. Denn der Krieg ist ein Säemann, der den Samen einer neuen Zukunft ausstreut, die aus Ruinen und Massengräbern zu schönerem Los erblühen soll.

In der Tat ist noch auf alle, selbst noch so verheerende und blutige Kriege eine Periode ungemein raschen Aufblühens gefolgt, gleich als habe das Gewitter befruchtend und belebend auf die erhalten gebliebene Menschheit gewirkt und sie zu doppeltem Eifer angespornt, die durch den Krieg verursachten Schäden wieder gutzumachen und Neues an Stelle des unwiederbringlich Verlorengegangenen zu schaffen.

Der augenblickliche Weltkrieg hat die gesamte Menschheit weit mehr in Mitleidenschaft gezogen, als etwa der Dreißigjährige oder selbst die napoleonischen Kriege. Obwohl die grande armée vom Tajo bis

zur Moskwa, vom Nil bis zur Ostsee fünfzehn Jahre lang kämpfte, so blieben diese Kriege doch eigentlich ohne besondere Rückwirkung auf die außereuropäische Welt — abgesehen von dem Raub der holländischen Kolonien in Südafrika durch England und der Lostrennung der spanischen Besitzungen in Südamerika vom Mutterlande, die aber doch im wesentlichen dem Beispiel der Union folgte und nicht zuletzt von den Ideen der Revolution von 1789 beeinflußt wurde. Im übrigen sah man außerhalb Europas dem gigantischen Völkerkampf ziemlich gleichgültig und untätig zu, und das kam daher, daß eben damals unsere Erde noch viel größer war als heute, wo die Kolonialpolitik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch die fernsten Länder und Inseln zu indirekten Aktionären der europäischen Großmächte gemacht und die Erschließung der Meere durch den überseeischen Verkehr vor allem Ostasien aus jahrhundertlangem Schlafe der Erstarrung geweckt hat. Vor hundert Jahren bestand England doch fast nur aus dem europäischen Mutterland, heute aber ist Großbritannien ebenso Schottland und Wales wie Indien, Australien, Südafrika und Kanada; es muß heute auf den europäischen Schlachtfeldern einen zähen und aussichtslosen Kampf bestehen und gleichzeitig aber auch ein wachsames Auge für die fernen Kolonien haben, die die starken Eckpfeiler und Lebensnerven des britischen Imperiums sind.

Mit fieberhafter Spannung wartet die westliche Halbkugel auf den Ausgang des europäischen Völkerringens, das auch die Entwicklung der Dinge im fernen Osten beschleunigen wird. Denn dieser Krieg wird — Gott sei's geklagt! — leider ebensowenig wie alle bisherigen der letzte gewesen sein, der die Menschheit heimgesucht hat; im Gegenteil, er wird vielmehr nur das Vorspiel eines noch viel gewaltigeren und erbitterteren Ringens sein, das wir kommen sahen wie den Weltkrieg und das wohl um einige Jahre verzögert, aber doch niemals aufgehalten werden kann. Wenn sich die europäischen Völker bis zur Ohnmacht abgeschlachtet haben und Grabesruhe auf

unserem alten Kontinent herrscht, wenn das neugeborene Mitteleuropa seine Kulturaufgabe, die Wiedererweckung des kleinasiatischen Orients, erfüllt, wird sich im Stillen Ozean das Gewitter entladen, dessen Wolken sich bereits über dem Inselreich der aufgehenden Sonne lagern und ihre Schatten von Wladiwostok bis Singapore und Manila, bis Honolulu und San Franzisko werfen. Würden die Kanonen auf den europäischen Schlachtfeldern nur einen Augenblick schweigen, so könnten wir schon heute das unheimliche Grollen des fernen Sturmes hören.

Der gelbe Mann steht auf seinem Posten, gerüstet und bereit, sobald seine Stunde schlägt, das Schwert zu ziehen, um die Ernte einzuheimsen, die er in den letzten zwanzig Jahren gesät hat und die nun der Sense entgegenreift. Diese Stunde ist nicht mehr ferne, und sobald sie schlägt, wird Ostasien vom siegreichen Bansai der Japaner widerhallen. Und je länger die Entente den unbezwingbaren Mittelmächten Widerstand leistet und bis zur Niederwerfung des deutschen Militarismus durchhalten will, desto sicherer taumeln England und Rußland, die beiden Eckpfeiler des Vierverbandes, in das Verderben, das sie an ihrer Achillesferse treffen wird — zu einer Zeit, da sie ohnmächtig sind, es abwenden oder noch rechtzeitig aufhalten zu können. Die Axt ist an ihre Wurzeln gelegt, das „Gezählt, gewogen und zu leicht befunden" steht mit drohender Flammenschrift wie einst an der weißen Steinwand von Belsazars Palast in ihrem Schicksalsbuche geschrieben. Die Geister, die sie in den Tagen der Not zu Hilfe riefen, vermag kein Zauberspruch mehr zu bannen — der Henker steht vor der Türe.

Wir müssen, um verstehen zu können, wie sich diese politischen Verhältnisse im Laufe der Zeit gestalteten, einen Blick auf die Karte Ostasiens werfen. Da sehen wir den ungeheuren sibirischen Kontinent, der sich vom Uralgebirge, der natürlichen Grenzscheide Asiens und Europas, gen Osten bis zur Beringstraße erstreckt, im Besitze Rußlands. Dieses Reich gleicht einem riesigen Polypen, der seine Fang-

arme nach Osten und Westen ausstreckt. Sein Kopf ist in Petersburg und in Moskau zu suchen, in den beiden Hauptstädten des Zarenreiches, die das alte und das neue Rußland versinnbildlichen.
Das alte Rußland, das Reich der Goldenen Horde, der Bojaren und Tatarenchans, ist Moskau, die heilige Stadt des Russentums, die Residenz Ruriks und Iwans des Schrecklichen.
Moskau ist das asiatische Gesicht des Polypen, das unverwandt nach Osten, nach Asien gerichtet ist. Von hier aus führen die Straßen nach der Mandschurei und nach Kamtschatka, zum Pamir und zum Kaukasus.
Das neue Rußland, das Reich Peters des Großen, der Katharina und Elisabeth, der Alexander und Nikolaus, ist Petersburg.
Es ist das europäische Gesicht dieses Januskopfes, das auf den Westen, auf Europa, gerichtet ist.
Von hier aus führen Fäden und Wege zur Ostsee und zum Schwarzen Meere, auf den Balkan wie an die Weichsel und zu den Karpathen.
Im ewigen Eis des Nordens würde der Körper des Polypen erstarren und sterben. Deshalb streckt er seine langen Fangarme, die gleichzeitig seine Lebensadern sind, über Asien und Europa aus, als müsse der warme Golfstrom der Kultur seiner kalten Masse befruchtende Kräfte zuführen.
Unter dem grausen Zaren Iwan, den sie den Schrecklichen nennen, erwachte der Polyp zuerst aus seiner totenähnlichen Starre. Er begann sich zu bewegen und streckte seine Glieder nach Westen, Süden und Osten.
Im Westen ergriff er Estland und Litauen und betastete prüfend das damals noch festgefügte Polen; im Süden strebte er dem Schwarzen Meere zu, an dessen Küsten noch der halbe Mond der Eroberer Konstantinopels gebot. Er fand die Krim, das Tor zum Schwarzen Meere und zu Byzanz, verriegelt, aber er konnte sich an die Felsen des Kaukasus anklammern und seinen Arm vorübergehend

bis Tiflis und an das Kaspische Meer ausstrecken. Der Zar wurde der Grenznachbar des Schahs von Persien und des türkischen Großsultans. Fast zwei Jahrhunderte konnten sich diese noch einigermaßen vor der tödlichen Umklammerung des Polypen schützen.

Im Osten durchsuchten die Arme des Mollusken den Ural, reichten über seine Waldtäler und erzereichen Berge hinaus bis in die sibirische Tiefebene hinein. Mit einer Handvoll kühner Abenteurer, die ihr durch Mord, Raub und Verbrechen verlorenes Leben wiedergewinnen wollten, schlug der Kosakenhetman Jermak den Tungusenchan Kutschuma mit seiner vielfachen Übermacht und unterwarf das Land bis zum Jenniſſei dem Zaren von Moskau. Noch heute, nach mehr als dreihundert Jahren, ist Jermaks Name allen Russen geläufig; die Wand einer jeden sibirischen Hütte schmückt das Bild des Eroberers, und in Tobolsk, wo man ihm ein zum Heiligtum gewordenes Denkmal errichtet hat, werden bis auf den heutigen Tag alljährlich in den Kirchen Messen für das Seelenheil des im Kampfe mit den Tungusen Gefallenen gelesen.

Peter der Große, der fast ein Jahrhundert nach Iwan dem Grausen lebte, suchte den Schwerpunkt seines weiten Reiches nach Europa zu verlegen.

Von Petersburg, der neugegründeten Hauptstadt, aus gewann er als erster Russe Einfluß auf die westeuropäischen Verhältnisse. Die Ostseeprovinzen erschließen ihm das Baltische Meer; Rußland wird der Rivale der mit Karl XII. niedergehenden Großmacht Schweden. Er drängt gleichzeitig die Türken am Schwarzen Meere und im Kaukasus zurück, und in seinem apokryphen Testament, das bis heute das Evangelium der zaristischen Politik blieb, erklärt er Konstantinopel als das erstrebenswertete Ziel Rußlands. Sosehr dieser Monarch sein Reich zu europäisieren und zu französieren trachtet, sowenig vernachlässigt er aber auch andererseits die von Iwan dem Schrecklichen zuerst aufgenommenen Expansionsbestrebungen in Sibirien.

Bereits im Jahre 1648 hatte der Kosak Deschnew das unbekannte Festland bis zur Beringstraße durchstreift und war auf schwankem Boot darüber hinaus bis an die Küsten Alaskas vorgestoßen. Die wertvolle Ausbeute an seltenen Pelztieren wie Zobeln und Polarfüchsen, die er aus dem bis dahin noch von keinem Europäer betretenen nordamerikanischen Kontinent mitbrachte, reizte den Unternehmungsgeist der sibirischen Trapper und interessierte schließlich auch den großen Zaren für die noch völlig unerforschten hyperboreischen Länder, deren künftige Bedeutung für Rußland ihm wohl bewußt war. Noch kurz vor seinem Tode beauftragte er den Admiral Apraxin mit der Erforschung der zwischen Kamtschatka und Alaska gelegenen Meere, ein Werk, das Peters Nachfolgerin Katharina I. durch den dänischen Kapitän Bering in den Jahren 1725—28 vollenden ließ. Inzwischen hatten die Russen sich ganz Sibirien unterworfen und längs der Küste Kamtschatkas feste Plätze und Häfen angelegt, von wo aus sie nunmehr hinüber zu der von Bering näher untersuchten Küste Alaskas fuhren. Zur genaueren Untersuchung der Kamtschatka gegenüberliegenden Küste unternahm Bering im Jahre 1741 eine neue Reise, indem er am 4. Juni mit zwei Schiffen den Hafen von Ochotsk verließ und an der Nordwestküste Amerikas im heutigen Prinz-William-Sund landete. Stürme und Krankheit hinderten ihn indes, größere Inlandsexpeditionen zu unternehmen, und so entschloß er sich im Herbst zur Rückkehr nach Kamtschatka. Widrige Winde verschlugen ihn nach den Aleuten, wo sein Schiff am 5. November 1741 auf der heute nach ihm benannten Beringinsel strandete. Der kühne Seefahrer starb hier mit einem großen Teil der Mannschaft an Skorbut, und nur wenige Überlebende, darunter der deutsche Naturforscher Steller, retteten sich auf selbstgezimmerten Booten nach Kamtschatka. Der Anfang zur Erforschung Alaskas war indes durch Bering gemacht, und sein Werk wurde 1778 von Cook fortgeführt. Schon bald nach Bering fingen die Russen an, sich mit

großartigen Plänen für die Erweiterung ihrer Macht in den ostasiatischen Gewässern zu tragen und die Grenzen ihres unermeßlichen Reiches bis hinein in die unerforschten Territorien Amerikas vorzuschieben. Die sibirischen Abenteurer und Pelzjäger, die alljährlich aus dem Hafen von Petropawlowsk auf der Halbinsel Kamtschatka nach den jenseits gelegenen Gebieten aufbrachen, um Füchse und Pelztiere in Alaska zu jagen, haben sich ebenso wie früher bei der Eroberung Sibiriens als hervorragende Pioniere und Vorkämpfer der russischen Expansionspolitik bewährt, wenngleich die Art, in der sie kolonisierten, weder allzu menschenfreundlich noch zivilisatorisch genannt werden kann. Allmählich vereinigten sich kapitalkräftige sibirische Kaufleute zu einer regelrechten Ausbeutung der Jagd und des Pelzhandels in den herrenlosen Gebieten. Wie so oft wurde auch hier die Aussicht auf Gewinn der indirekte Anlaß zu bedeutenden geographischen Entdeckungen. So verdanken wir die Kenntnis der Aleuten, deren vulkanreiche Inselkette gewissermaßen den Rücken zwischen Asien und Amerika bildet, lediglich den sibirischen Pelzjägern, die hier Anlegeplätze für ihre Schiffe gründeten. Auf armseligen Fahrzeugen, die oftmals nur zum Teil aus Brettern bestanden, die mit Lederstriemen und Sehnen erlegter Renntiere aneinander befestigt waren, fuhren die Abenteurer von Insel zu Insel über das Beringmeer, und nicht selten mögen bei stürmischem Wetter und im Eistreiben des Frühjahres ganze Flottillen solcher Fahrzeuge mit Mann und Maus im Treibeis der kalten Fluten untergegangen sein. Immerhin warf die Ausbeute dieser Jagdexpedition den Unternehmern einen bedeutenden Nutzen ab, und die von den Trappern und Eingeborenen gegen Schnaps, Lebensmittel, Munition und Waffen eingehandelten Pelze wurden von den ostsibirischen Häfen aus nach Moskau oder Kiachta, dem Tauschmarkt des gesamten sibirisch-chinesischen Handels, gebracht, wo sie dreimal so teuer wie an der Küste bezahlt wurden. 1781 gründeten sibirische Kaufleute, an ihrer Spitze der energische Gregor Schelikoff,

nach dem Vorbild der englischen Hudsonsbaigesellschaft ein Konkurrenzunternehmen, das die systematische Erschließung und Kolonisation Alaskas zum Ziele hatte. Katharina II. verlieh der Gesellschaft weitgehende Privilegien und Rechte, und ein Ukas des Zaren Paul vom 8. Juli 1799 machte die „Russisch-Amerikanische Kompagnie" fast zur unumschränkten Gebieterin über die gesamten russischen Kolonien auf dem amerikanischen Kontinent, von der Beringstraße südwärts bis zum 55. Breitengrad. Der Verkehr mit Alaska, der nunmehr in zielbewußte Bahnen gelenkt worden war, nahm von Jahr zu Jahr zu. Bald waren die Russen in Alaska in östlicher Richtung bis zum St. Eliasberg, dem höchsten Berge Nordamerikas (5522 m), also bis zur Grenze des heutigen Kanada, vorgedrungen, und im Jahre 1790 gab es bereits 8 russische Niederlassungen mit 252 russischen Einwohnern auf amerikanischem Boden.

Paul I., der großen Katharina Sohn, den die höfische Geschichtschreibung der Romanow für einen Wahnsinnigen und Idioten erklärt — er wurde im Jahre 1801 ermordet, und man nimmt vielleicht nicht mit Unrecht an, daß er mit Wissen seines Sohnes und Nachfolgers Alexander I. und dessen Bruders, des als nachmaliger Tyrann Polens berüchtigten Großfürsten Konstantin, beseitigt wurde, wie das Volk behauptete —, hatte ein besseres Verständnis für die Zukunft des russischen Weltreiches als die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger, und seine Außenpolitik läßt sich vielleicht nur mit den Expansions- und Kolonisationsbestrebungen Iwans IV. und Peters des Großen vergleichen. Schon er witterte in England den gefährlichsten Gegner des russischen Kolonialbesitzes in Asien, und er trug sich deshalb mit dem Gedanken, der englischen Weltherrschaft den Todesstoß zu versetzen. Nach der Schlacht bei Marengo rief er seine Truppen aus Italien zurück und schloß Frieden mit Napoleon. Die beiden Todfeinde Englands schlossen bald darauf ein Schutz- und Trutzbündnis, demzufolge 300000 Franzosen durch Rußland nach Astrachan marschieren sollten, wo sie sich mit der russischen Armee

vereinigen und in — Indien einfallen wollten, wo Napoleon nicht mit Unrecht mit der Erhebung der unterdrückten Völker gegen die britische Fremdherrschaft rechnete. Napoleon hatte bereits Agenten nach Indien geschickt, um das Volk für den nahenden Befreiungskampf zu gewinnen, und er trug sich allen Ernstes mit der Verwirklichung dieses genialen Feldzugsplanes, da wurde Paul ermordet — vielleicht waren die Mörder mit englischem Gelde bestochen —, und sein Nachfolger Alexander trat sofort auf die Seite der Gegner Napoleons.

War Paul nun wirklich wahnsinnig oder nicht — jedenfalls hatte er die Bedeutung des damals noch kaum bekannten Alaska für die künftige Ausdehnung und Machtstellung Rußlands in Ostasien und im Stillen Ozean erkannt und richtig einzuschätzen verstanden. Wie Iwan IV. die Demidow, Storganow und Jermak — Kaufleute, Gutsbesitzer und verwegene Abenteurer — ermächtigt hatte, auf eigene Rechnung und Gefahr das unermeßliche Sibirien für den weißen Zaren zu erobern, so räumte Paul I. der russisch-amerikanischen Kompagnie die gleichen Rechte für alle Landerwerbungen und Ansiedelungen in Alaska ein. Diese harmlosen Trapper und Pelzjäger waren nur die Vorhut der russischen Armee, die nötigenfalls geschlossen hinter ihnen und zum Schutz ihrer Rechte und Besitzungen bereit stand.

Auch Alexander I. begünstigte die Gesellschaft, die von einem in Neu-Archangelsk auf der Insel Sitka stationierten Gouverneur vertreten wurde — ein Posten, den stets ein russischer Marineoffizier als Repräsentant des Zaren bekleidete, während sich die oberste Leitung in den Händen des Direktoriums zu St. Petersburg befand. 1803 zeigte die von Krusenstern und Wilhelm von Kotzebue, dem Sohn des Lustspieldichters, geleitete Expedition, an der sich beiläufig auch Adelbert von Chamisso beteiligte*), zum ersten Male die russische Kriegsflagge in den Küstengewässern Nordamerikas.

*) Vgl. „Reise um die Welt" in seinen „Ges. Werken".

Die Vereinigten Staaten waren damals noch durch unermeßliche, von gefürchteten Indianerstämmen bevölkerte Prärien und Urwälder vom Stillen Ozean getrennt, auch die Engländer rückten in Kanada nur langsam gen Osten vor, so daß sich die Russen auf dem herrenlosen Kontinent ungestört ausbreiten konnten. Im Jahre 1812 hatten sie bereits die ganze Ostküste bis zur Bodega-Bai (nördlich San Franzisko) besiedelt. Dort stießen sie indes auf die Spanier, denen Kalifornien und Neumexiko gehörten und die vergebens gegen die Anlage russischer Forts und Handelsplätze auf ihrem Territorium zu protestieren suchten. Die spanische Herrlichkeit in der neuen Welt fand wenige Jahre später durch die Losreißung der amerikanischen Kolonien vom Mutterland ihr Ende, und die Russen behaupteten ihr Fort an der Bodega-Bai, bis sie es im Jahre 1841 an einen amerikanischen Kapitän verkauften.

Der tatkräftige Gouverneur Baranoff, der das Fort an der Bodega-Bai angelegt hatte, trug sich mit dem großzügigen Gedanken, den Stillen Ozean zu einem russischen Meere zu machen, weshalb er den größten Wert darauf legte, die zunächst nur zu Handelszwecken angelegten Plätze zu befestigen und dem russischen Kolonialreich in Amerika die ihm noch fehlenden strategischen Grenzen und Stützpunkte zu geben. Mit richtigem Blick hatte er die Bedeutung der Sandwichsinseln als Flottenstützpunkt erkannt, die fast genau in der Mitte des Ozeans zwischen der amerikanischen und japanischen Küste gelegen sind und gleichsam den nördlichen Teil des Meeres von Polynesien trennen. Ein Deutscher, Dr. Schäffer, gründete damals auf Hawai eine russische Niederlassung in Baranoffs Auftrag, die der Mittelpunkt der Herrschaft des Zaren in der neuen Welt hätte werden können, wenn Baranoffs Nachfolger weniger kurzsichtig gewesen wären.

Offiziell annektierte Rußland die Ansiedelungen an der pazifischen Küste erst im Jahre 1821. Der Ukas vom 4. September jenes Jahres erklärte die gesamte Küste nördlich vom Königin-Charlotten-

Sund für russisches Gebiet, und gleichzeitig nahm der russische Gesandte bei den Vereinigten Staaten ausdrücklich den Stillen Ozean nördlich des 51. Breitengrades als ein geschlossenes Meer für den Zaren in Anspruch. Die Union wie England wiesen diese Anmaßungen aufs schärfste zurück, und die Russen mußten bis zum 54. Breitengrad an der Küste Britisch-Kolumbiens zurückgehen — immerhin besaß Russisch-Amerika noch einen dreimal so großen Flächeninhalt als das heutige Deutsche Reich, und die Ausbeute des Landes an Pelzen und Fellen betrug im Jahre 1841 bereits 3½ Millionen Rubel.

Außer Pelztieren und Fischen aber verstanden die Russen nichts aus dem kalten, unwirtlichen und im Innern noch völlig unerforschten Gebiet herauszuholen. Von seinem ungeheuren Reichtum an Bodenschätzen, die bei einer systematischen Kolonisation und geordneten wirtschaftlichen Erschließung überraschend leicht zu finden gewesen wären, hatte man nicht die geringste Kenntnis.

Diese Gleichgültigkeit gegenüber der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr vernachlässigten Kolonie, die schließlich zum Aschenbrödel des russischen Reiches wurde, sollte sich bitter rächen. Schuld daran war die von Nikolaus I. wieder aufgenommene und von Alexander II. fortgesetzte Balkanpolitik, die ihr Ziel in der Verwirklichung des legendären Testaments Peters des Großen, in der Eroberung Konstantinopels durch Rußland, sieht. Hand in Hand damit gingen die panslawistischen Bestrebungen, die das Zarenreich fortan zu einem ewig unruhigen Vulkan machten, was schließlich nicht zuletzt seinen Teil zum Ausbruch des Weltkrieges beitrug. Während das gen Osten gerichtete Gesicht des russischen Januskopfes die Augen im Halbschlummer schloß und daher nichts von dem Erwachen Japans und der Erstarkung und Festigung der Vereinigten Staaten merkte, zeigte das europäische Gesicht um so mehr Interesse für den Balkan und den Kaukasus. Über der Dardanellenfrage und dem Streit um das Protektorat über die griechischen Christen des

türkischen Reiches, wodurch schließlich der für Rußland so unglücklich verlaufene Krimkrieg ausbrach, vergaß das russische Volk, daß es die Grundlagen seiner künftigen Weltherrschaft ganz anderswo als auf dem bereits von Kulturnationen beherrschten und übervölkerten europäischen Kontinent suchen müßte und auch finden könnte.

Infolge der geographischen Beschaffenheit und Lage seines Landes, das bei einer ungeheuren kontinentalen Ausdehnung fast keine Küsten besitzt, die es mit dem überseeischen Weltverkehr verbinden, ist der Russe ebensowenig Seemann wie der Türke, dessen ursprüngliche Heimat in den Steppen Turkestans, also im innerasiatischen Binnenlande, zu suchen ist. Darum haben auch beide Nationen — zum Schaden ihrer politischen wie wirtschaftlichen Stellung — seit Jahrhunderten den Ausbau der Flotte vernachlässigt — der Türke besitzt eine ausgesprochene Abneigung gegen das Leben an Bord, und so hervorragend er sich als Soldat auf dem Lande bewährt hat, so wenig ist er als Matrose zu gebrauchen. Selbst in den Zeiten des Höhepunktes des osmanischen Reiches überließen die großen Sultane das Seewesen fast ausschließlich fremden, nicht türkischen Völkern. Der Seehandel lag ganz in den Händen der Venetianer, an deren Stelle später Griechen und Levantiner traten, während die fähigsten und bedeutendsten Admirale der ausschließlich mit Arabern und Christensklaven bemannten Kriegsflotte entweder, wie der große Chaireddin Barbarossa und Josef Nasi, abendländische Renegaten oder arabisch-berberische Piratenscheiche waren.

Ganz ähnlich lagen die Dinge in Rußland: den Verkehr auf der Ostsee vermittelten hanseatische, schwedische und dänische Schiffe, und der Einfluß der deutschen Hansa reichte bis ins Herz Altrußlands, so ist z. B. Nischni-Nowgorod, heute der Hauptmarkt für europäische und asiatische Waren, eine Gründung deutscher Kauffahrer gewesen.

Peter der Große ging als Zimmermann nach Saardam in Holland, um von einem schiffahrttreibenden Volk die Elemente der Schiffsbaukunst zu lernen.

Einem solchen Volke mußte natürlich jedes Verständnis für eine großzügige Seepolitik fehlen — einfach Schiffe nach dem Muster des Nachbars kopieren, schafft noch lange keine lebensfähige Flotte, und ein Maulwurf, den man ins Wasser wirft, verwandelt sich nicht in einen Fisch —, es gehört auch ein Volk dazu, dem eine maritime Ader, ein seemännischer Instinkt angeboren sein muß. Der Russe aber ist eine unverfälschte Landratte.

Es kann uns daher nicht wundernehmen, wenn Rußland den ungeheuren Wert und die Bedeutung seines amerikanischen Kolonialbesitzes für seine Weltmachtstellung so gänzlich unterschätzte und mißachtete, und dies noch zu einer Zeit, da eigentlich eine jede Nation erkannte und voraussah, daß ihre Zukunft auf dem Wasser liege und von ihrer Teilnahme am Weltverkehr, der sich damals zu entwickeln begann, die künftige politische und wirtschaftliche Stellung abhängig sei.

In Rußland dachte man anders; man glaubte sogar noch ein glänzendes Geschäft gemacht zu haben, als man im Jahre 1867 den gesamten amerikanischen Kolonialbesitz für 7 Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten losschlagen konnte. 30 Millionen Mark für das „wertlose" Alaska, diesen „Eisbärenpark"! Man war überzeugt, die Yankees damit kolossal übers Ohr gehauen zu haben, und lange Zeit liebten es die Russen, die Amerikaner mit der boshaften Frage: „Wie geht es euch in Alaska?" zu ärgern.

In Wirklichkeit aber hatte Präsident Johnson das Geschäft gemacht, während die Russen die dummen Betrogenen waren. Alaska, dessen Innere heute noch nicht zur Hälfte erforscht ist, ist, seitdem man im Jahre 1886 im Klondikegebiet Gold gefunden, eines der zukunftsreichsten Länder, dessen Bodenschätze — soweit sie eben bis heute schon erschlossen und bekannt sind — allein auf 75 Milliarden Mark

geschätzt werden. Im Jahre 1913 hat Alaska für über 70 Millionen Mark Gold, für 20 Millionen Mark Kupfer, für 71 Millionen Mark Fische und für 5 Millionen Felle hervorgebracht, wobei die Ausfuhr um 60 Millionen Mark mehr betrug als die Einfuhr. In einem einzigen Jahre bringt also das „wertlose" Land das Doppelte des ursprünglichen Kaufpreises ein — besser dürfte sich wohl kaum ein Kapital verzinsen können. Und alle diese unermeßlichen, von Jahr zu Jahr sich steigernden Werte sind der russischen Weltwirtschaft für immer verlorengegangen! Der Verkauf Alaskas war wirklich die größte politische Dummheit, die Rußland jemals begehen konnte.

Wir müssen dabei aber nicht nur die wirtschaftliche Einbuße im Auge behalten, sondern uns nicht zuletzt auch mit dem politischen und strategischen Wert beschäftigen, den Alaska für Rußland besessen hätte.

Wären die Gouverneure Alaskas in die Fußtapfen des weitblickenden Baranoff getreten, der, wie bereits erwähnt, eine russische Ansiedelung auf Hawai gründete, so würde Rußland heute die gesamte nördliche Hälfte des Stillen Ozeans beherrschen. Es hätte an der amerikanischen Küste eisfreie Häfen anlegen und hier eine starke Kriegsflotte halten können, gegen die das damals erst erwachende Japan nicht binnen weniger Jahrzehnte aufzukommen vermocht hätte.

Der deutschfeindliche Alexander III. und seine panslawistischen Agitatoren glaubten dagegen, alles Heil des Zarenreiches hänge von der Verwirklichung des apokryphen und unseligen Testamentes Peters des Großen ab. Die Erstarkung des neuen Deutschen Reiches hielt man in Petersburg für eine Bedrohung Rußlands, und seit Bismarck auf dem Berliner Kongreß des Jahres 1878 einen kräftigen Strich durch die russische Balkanrechnung von San Stefano machte, nahm das Mißtrauen gegen Deutschland ständig zu. In Berlin aber war man derart von dem Glauben an

die traditionelle, einst durch den Schwur des Zaren Alexander I. am Sarge Friedrichs des Großen geheiligte Freundschaft mit Rußland befangen, daß selbst ein so weitblickender Staatsmann wie Bismarck die Beibehaltung dieser Politik aufs eindringlichste empfahl. Langsam, aber systematisch begann man seitdem in Rußland gegen alles Deutsche zu hetzen und die Vereinigung aller slawischen Stämme unter dem Zepter des Zaren als das zu verwirklichende Programm der Zukunft zu feiern. In Frankreich verfolgten die Diplomaten der dritten Republik aufmerksamen Auges diesen Stimmungswechsel in Rußland und unterstützten durch die Pariser Presse laut und öffentlich die panslawistische Propaganda, die man mit dem von Napoleon III. erfolgreich vertretenen Nationalitätenprinzip rechtfertigte. So fanden sich allmählich Paris und Petersburg zusammen — zwanzig Jahre nach Rußlands diplomatischer Niederlage auf dem Berliner Kongreß feierte man die Geburt der französisch-russischen Allianz, die Deutschland zwischen zwei Feuer brachte.

Im fernen Osten dagegen begnügte sich Rußland mit der Rolle eines ziemlich gleichgültigen Zuschauers. Es ließ die beste Zeit unausgenützt verstreichen und suchte das Versäumte erst nachzuholen, als die japanische Sonnenflagge bereits auf chinesischem Boden wehte und das Gespenst der „gelben Gefahr" in unklaren, verschwommenen Umrissen am politischen Horizont als das Wetterleuchten des nahenden Gewitters aufblitzte.

* * *

Der russisch-japanische Krieg ist für das Reich der aufgehenden Sonne die erste Kraftprobe gewesen, und es hat sie glänzend bestanden. Im Kriege gegen China hat Japan zuerst bewiesen und gezeigt, daß es etwas von europäischer Kriegführung und Kriegstechnik gelernt hatte, während die Chinesen nicht über die um ein gutes Jahrtausend zurückliegende Blütezeit hinausgekommen waren. Als die ersten japanischen Granaten und Schrapnelle in den Reihen der chinesischen, noch in wohlgeordneten Karrees aufmarschierenden

Infanterie einschlugen, da schwärmten die tapferen Krieger des Sohnes des Himmels nicht in Schützenketten aus oder warfen sich, Deckung suchend, zur Erde — nein, sie spannten vielmehr ganz gelassen große seidene Schirme auf, die mit bunten Drachenfratzen bemalt waren, und hofften sich so vor dem sonderbaren Eisenregen zu schützen und den Feind durch den Anblick der grimmigen Lindwürmer und Basilisken allein in die Flucht zu schlagen.

Mit einem solchen Gegner rasch fertig zu werden, war für ein mit modernen Kampfmitteln ausgerüstetes Heer keine allzu große Heldentat. Wie 1866 die bessere Ausrüstung des preußischen Heeres und seine Strategie, wie Dreyse und Moltke über die veraltete und schwerfällige Taktik des Wiener Hofkriegsrats und über den plumpen Hinterlader triumphiert hatte, so war auch der Krieg von 1894/96 schließlich nur ein Wettkampf zwischen Fortschritt und Reaktion. Die Reaktion aber hatte in beiden Fällen den Vorsprung ziffernmäßiger Übermacht voraus, was indes, wie die Kriegsgeschichte oft beweist, durchaus nicht eine unfehlbare Aussicht auf Sieg bedeutet.

Japan, das man oft bezeichnenderweise das „Preußen Ostasiens" nannte, indem man seine Entwicklung seit 1867 mit dem Werden und Wachsen des Staates eines großen Kurfürsten und eines Friedrich des Großen verglich, befand sich nach dem Frieden von Schimonoseki in einer ähnlichen Lage wie Preußen nach 1866. Die Augen der ganzen Welt waren mit einem Male auf den kühnen kleinen David gerichtet, der so zielbewußt und entschlossen den großen Goliath angegriffen und besiegt hatte. Allein die Bewunderung und Anerkennung war noch nicht frei von Zweifel und Bedenken: wird dieser Staat auch im Kampfe mit einer modernen Großmacht Sieger bleiben oder unterliegen?

Preußen erbrachte diesen Beweis seiner Leistungsfähigkeit und Stärke im Jahre 1870, als es in vier Wochen das stolze napoleonische Kaiserreich zerschmetterte; Japan seinerseits bewies im Kriege gegen

Rußland, daß es sich selbst der gefürchteten Millionenmacht des Zarenreiches gewachsen und überlegen fühlte. In der Tat zählt Japan auch erst seit 1905 wirklich zu den „Großmächten", und seitdem hat es niemand mehr gewagt, die Weltmachtstellung des fernen Inselreiches zu bezweifeln.

War man anfangs auf den gelehrigen und fleißigen Schüler stolz, der dem eitlen Europa seine wohlgefällig zur Schau gestellten Errungenschaften so geschickt abguckte, daß er sie bald besser als der Meister herstellen konnte, so mußte die frühere Bewunderung gar bald einer gewissen Angst und Sorge weichen. Man dachte an die Zukunft — das Kaiserwort: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!", das bereits den Schrecken einer künftigen Mongoleninvasion Europas im Stile eines Attila, Timur und Dschingiskan heraufbeschwor, trug viel zum Entstehen des Schlagwortes der „gelben Gefahr" bei — und da sah man die japanische Katze ein Stück Ostasiens ums andere an sich reißen. Der britischen Seeherrschaft erstand ein gefährlicher Rivale, der kurzerhand den Stillen Ozean als ein „japanisches Meer" beanspruchte und alle Miene machte, diesen Anspruch nötigenfalls mit Gewalt durchzusetzen.

Ein Mongolensturm vom Gelben Meere bis zum Nordseestrand ist eine Phantasie, die in Köpfen spuken mag, die von einer natürlichen und vernünftigen Staatenentwicklung im heutigen Sinne keine Ahnung haben. Daß Japan durchaus kein Interesse hat, sich in europäische Dinge einzumischen, dürfte der Weltkrieg doch wohl am klarsten gezeigt haben. Auf alle Hilferufe englischer und französischer Blätter im Sommer 1914, Truppen auf den europäischen Kriegsschauplatz zu schicken, ist Japan taub geblieben und hat es vorgezogen, zu nehmen, was ihm am nächsten lag. Das waren die deutschen Besitzungen in Tsingtau und auf den Karolinen und Marianen. Mit ihrer Eroberung war die ganze direkte Teilnahme Japans am Weltkrieg und auf der Seite des Vierverbandes erledigt; nicht einmal in der Seeschlacht von Santa Maria griff die japanische Flotte tätig

mit ein; sie beschränkte sich darauf, dem Kampf als Zuschauer beizuwohnen und zu beobachten, welcher der beiden Gegner sich am besten schlage. Daß dieser Ruhm dem deutschen Kreuzergeschwader und seinem heldenmütigen Kommandanten Admiral Spee gebührte, haben die Japaner neidlos und unumwunden zugestanden, mit einer Offenherzigkeit, die auf ihre englischen Bundesgenossen geradezu verletzend wirken mußte.

Überhaupt — das Verhältnis zwischen Japan und England läßt den aufrichtigen und herzlichen Ton, den man von zwei durch Waffenbrüderschaft verbündeten Staaten doch eigentlich erwarten sollte, sehr vermissen. Es war von Anfang an eine mit egoistischen Hintergedanken und Lügen geschlossene Vernunftehe, die jetzt allmählich in die Brüche geht.

Der Weltkrieg hat diese Lösung sogar noch beschleunigt, und daran sind verschiedene, eben durch die Kriegslage geschaffene wirtschaftliche Momente und Erscheinungen schuld, die wir hier erst einmal näher betrachten wollen, ehe wir die politische Lage besonders ins Auge fassen.

Durch den Krieg mit Rußland waren die japanischen Finanzen erschöpft, Armee, Flotte und Kolonien erforderten stets wachsende Ausgaben, Rußland zahlte keine Kriegsentschädigung in barem Gelde, die Staatskasse litt bitter Not, und das Volk mußte für seine gewaltigen Kriegsopfer und trotz der in den ersten Friedensjahren herrschenden Teuerung, die durch Mißwachs und Unwetter hervorgerufen wurde, auch noch doppelte und dreifache Steuern bezahlen. In den letzten Jahren machte sich allerdings wieder ein bemerkenswerter steigender Aufschwung geltend, doch hat sich Japan eigentlich erst in den beiden Kriegsjahren vollständig erholt. Es konnte nicht nur bereits einen großen Teil seiner Schuld- und Schatzscheine bei der Bank von England einlösen, sondern war auch imstande, Rußland noch mit einer Anleihe in seiner ewigen Geldnot auszuhelfen.

Wie ist das möglich geworden? Der amerikanische Professor Dr. Frederick Starr, ein hervorragender Kenner Japans, schrieb darüber kürzlich in einem angesehenen amerikanischen Blatt: „Man sagt, daß in Japan, seitdem der Krieg in Europa begonnen hat, mehrere Tausend neue Millionäre entstanden sind. Mag nun diese Zahl richtig sein oder nicht, soviel ist jedenfalls sicher, daß eine große Anzahl Japaner in den beiden letzten Jahren enorme Reichtümer erworben hat. Die sehr hohen Frachtpreise, die großen Werte an Stahl und Eisen, die Nachfrage nach Munition und Kriegsartikeln, die Notwendigkeit, neue Korporationen zu errichten, um allerlei Sachen zu erzeugen, die andere Nationen nicht mehr liefern können, das alles hat der Erzeugung und dem Handelsbetriebe in Japan eine mehr als gewöhnliche Lebhaftigkeit gegeben. Alle Dampfschifffahrtsgesellschaften machen große Geschäfte und haben die Kassen voll Geld. Eine Gesellschaft, die nach dem Beginn des Krieges gebildet wurde, hat jetzt bereits 600 Prozent an Dividende ausgeschüttet. Die Börsen zu Osaka und Tokio bieten ein Schauspiel nie gekannter Bewegung. Anteile, die nie mehr als 6 Prozent lieferten, werden mit einem Mehrwert von 200 bis 300 Prozent verhandelt. Das Gold häuft sich auf, und die Regierung weiß nicht mehr, was sie mit diesem Goldvorrat machen soll. Es ist daher nicht zu verwundern, daß bei diesem Überfluß die Expansionsidee immer mehr an Boden gewinnt. Bereits seit langem war die Politik Japans darauf gerichtet, neue Gebiete zu erwerben oder unter seine Kontrolle zu stellen. Die von dem Lande früher auf diesem Gebiete geführte Politik versinkt aber zu einem unbedeutenden Nichts, wenn man sie mit dem vergleicht, was es jetzt beabsichtigt. Während des Krieges hat es sich schon in den Besitz von Tsingtau gesetzt und die deutschen Inseln in Polynesien geraubt. Aber damit sind seine gegenwärtigen Hoffnungen und Erwartungen noch lange nicht befriedigt."

Gegen Deutschland hat in Japan eigentlich zu keiner Zeit irgend-

welche Feindschaft bestanden, und der Überfall auf Tsingtau geschah in erster Linie aus der berechtigten Furcht, England könnte sich dieses Besitzes sowie der deutschen Kolonien in der Südsee bemächtigen, auf die doch in erster Linie Japan Anspruch erhob. Außerdem hatte man in Japan mit einer viel kürzeren Dauer des Weltkrieges gerechnet. Die in Tokio erscheinende „Yamato Schinebun" gibt das in einem Artikel selbst unumwunden zu: „Japan hat, als es an dem Kriege teilnahm, erwartet, daß er in einigen Monaten zu Ende sein würde. Deshalb beeilte man sich auch so, den Tsingtau-Feldzug zu beendigen. Die heutige Kriegslage aber hat die Japaner vollständig enttäuscht, da das Gegenteil stattgefunden hat. Der Krieg in Europa hat bis jetzt keinen günstigen Verlauf für die Entente-Mächte genommen, und zwar sehr gegen die Erwartung der Japaner, die über die Schwäche der verbündeten Armee erstaunt sind. Der Krieg kann nicht 10 oder 20 Jahre dauern. Deutschland und Österreich werden nicht stille sitzen; sie werden versuchen, ihre Waffenerfolge nach Persien, Ägypten und Indien auszudehnen. Die Gefahr wird dann in der diplomatischen Kriegführung liegen, und sogar, wenn der Krieg unentschieden bleibt, werden Veränderungen in den diplomatischen Beziehungen eintreten, wobei es fraglich ist, ob Japan und England in denselben freundschaftlichen Beziehungen wie ‚Mann und Frau' bleiben werden. Das alles muß man sich schon jetzt ausdenken.

Ursprünglich wurde das Bündnis zwischen Japan und England gegen die Ausdehnung der russischen Macht in Ostasien geschlossen, und England trat ihm bei, da es einen russischen Überfall auf seine indischen Kolonien befürchtete. Jetzt aber, da das Motiv des Bündnisses erfüllt ist, hat der Vertrag seinen Nutzen verloren, und schon wenige Wochen nach Ausbruch des Krieges hat sich seine Bedeutung vollständig verändert. Japan hatte gar keine besondere Feindschaft gegen Deutschland. Es schloß sich den Verbündeten in dem Kriege gegen Deutschland nur wegen

seines Bündnisses mit England an; aber die Briten dachten, daß uns zuviel gute Dinge zufielen, sogar, während wir in dem Kriege gegen Deutschland gewannen. Als Baron Kato die Verhandlungen mit China über unsere Forderungen anknüpfte, wurde Japan von den Engländern streng getadelt, wodurch ihre wahre Gesinnung gegen Japan deutlich zu Tage trat. Wir können diese Frage aber nicht gesondert von den europäischen Fragen betrachten, sondern wir müssen sie in ihrem Zusammenhang verfolgen, und daher müssen wir unsere Augen weit aufmachen und die Stellung Japans und Englands in der Welt sorgfältig erwägen."

Dieser Artikel spricht deutlich und offen genug aus, wie das japanische Volk heute über die künftige Stellungnahme der japanischen Politik denkt. Schon nach dem Fall von Tsingtau mußte es allgemein auffallen, wie sehr sich die Japaner Mühe gaben, die gefangenen Deutschen möglichst schonend zu behandeln und sie vergessen zu lassen, daß sie sich eigentlich in Feindesland befinden — ganz im Gegensatz zu der schmählichen Behandlung, die die englischen Behörden den deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen zuteil werden ließen. So brachte die in Tokio erscheinende „Japan Times" in deutscher Sprache folgende Kundgebung des über das ganze Land verbreiteten Vereins junger Buddhisten an die in Japan befindlichen deutschen Kriegsgefangenen: „Der japanische Verein der jungen Buddhisten beehrt sich, die ruhmvollen Verteidiger von Tsingtau zu begrüßen. Von Feindschaft zwischen ihnen und uns kann keine Rede sein. Zwischen Deutschland und Japan besteht überhaupt kein Haß. Lediglich hat der furchtbare europäische Krieg seine Schatten bis nach Japan geworfen und unsere fünfzigjährige Freundschaft auf eine harte, schmerzliche Probe gestellt. Die bloße Erinnerung, daß Freunde das Schwert gegeneinander gezückt haben, erfüllt das Herz junger Buddhisten, die das Gebet der gleichen Liebe für alle, ohne Unterschied, als höchstes Ideal zu verwirklichen suchen, mit tiefem Schmerz. Sie, meine Herren, haben Tsingtau verteidigt. Ein jeder von

Ihnen hat mit Todesverachtung seine Pflicht getan. In unseren Augen heißt das, durch die Tat das höchste Gesetz des Buddhismus erfüllen. Die treue Hingabe an die Pflicht ist die einzige Grundlage, auf der einmal der ewige Weltfriede sich verwirklichen läßt. Diese Überzeugung kann Ihnen eine tröstliche Genugtuung geben."

Es mag auch noch erinnerlich sein, daß die Japaner die bei der Verteidigung von Tsingtau gefallenen deutschen Soldaten alle einzeln bestatteten und auf ihre Gräber die Inschrift „Heldengrab" setzten. Noch heute ist keine deutsche Zivilperson, die sich bei Ausbruch des Krieges in Japan befand, interniert; man läßt alle Deutschen ruhig ihren Beschäftigungen nachgehen. Nach wie vor üben deutsche Professoren und Lehrer in japanischen Schulen ihre Tätigkeit aus, und niemals ist es zu irgendwelchen deutschfeindlichen Kundgebungen gekommen. Man weiß heute in Japan recht gut, wer der eigentliche Sieger im Weltkrieg ist, und so befolgt man schon jetzt eine sehr vorsichtige und schlaue Politik, um sich mit dem deutschen Gegner nicht völlig zu überwerfen. Ja, man hofft vielleicht, ihm eines Tages sogar die Hand zu einem Bündnis gegen England zu reichen und ihm für die verlorenen Besitzungen in Ostasien und Polynesien ein Stück des britischen Weltreiches als Entschädigung zu überlassen. Vielleicht wird die deutsche Diplomatie gut tun, sich später mit Japan auf einer solchen Grundlage zu verständigen, denn die Weltmachtspolitik Deutschlands und Japans steht doch lange nicht in so schroffem Gegensatz wie etwa zu England, dessen Nähe schon von vornherein eine ausgedehnte Reibungsfläche nach allen möglichen Seiten hin bietet.

Die Erwerbung von Kiautschou im Jahre 1899 geschah in erster Linie doch nur, um den Engländern, die sich kurz zuvor in Wei-hai-wei und früher schon in Hongkong festgesetzt hatten, ein Äquivalent zu bieten und gleichzeitig dem deutschen Prestige in China, das durch den Boxeraufstand im Jahre 1900 schwer bedroht wurde, einen gewissen gefestigten Rückhalt zu ver-

leihen. Die Marianen und Karolinen erwarb Deutschland deshalb von Spanien, weil es den Engländern zuvorkommen mußte, die damals bereits die besten Stücke der polynesischen Inselwelt an sich gerissen hatten und die sicherlich eines Tages auch diese Reste versunkener spanischer Herrlichkeit dem britischen Weltreiche einverleibt hätten — eine Sache, die der skrupellose Engländer ebenso leicht und gut erledigt hätte, wie es die Amerikaner im Jahre 1898 mit Kuba und den Philippinen machten. Ein Stück von Süd- oder Ostafrika, dessen beste Teile sich ja auch unter englischer Herrschaft befinden, würde Deutschland reichlich für die im fernen Osten verlorengegangenen Besitzungen entschädigen, zumal diese an einen Staat fallen, den das deutsche Volk in Zukunft durchaus nicht als seinen Erbfeind ansehen muß, wie dies dagegen bei England der Fall ist.

In Japan ist man heute des Bündnisses mit England überdrüssig, wie dies aus den Äußerungen führender Persönlichkeiten und nicht zuletzt der Presse tagtäglich hervorgeht.

Das englisch-japanische Bündnis, das zu einer Zeit zustande kam, als Japan wegen seiner Ansprüche auf die Mandschurei und Korea in absehbarer Zeit mit einem Kriege mit Rußland rechnen mußte, bezweckte einen Zusammenschluß der beiden Nationen zur Abwehr russischer Angriffe in politischer, wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht. Japan fürchtete, Rußland könne sich der Mandschurei bemächtigen und auch noch Hand an die Häfen der koreanischen Küste legen; England war, wie bereits oben erwähnt, wegen eines Einfalls der Russen in Indien in Sorge.

Das Bündnis mit Großbritannien ist in der Tat für Japan während seines Krieges mit Rußland von größtem Nutzen gewesen, und die Japaner erkennen die bewiesenen Dienste auch vollkommen an, aber sie fühlen mit, daß dieses Bündnis zu einseitig geworden ist, und erklären offen heraus, daß es gebrochen zu werden verdient. Die Gefahr, die den Engländern und Japanern von seiten Rußlands

droht, hatte sich schon vor Ausbruch des Weltkrieges infolge der englisch-russischen Annäherung bedeutend verringert, und zurzeit besteht es überhaupt nicht, denn, wie wir später noch näher zu erörtern haben, können die Beziehungen zwischen Japan und Rußland heute geradezu freundschaftliche genannt werden.

Japan ist nicht mehr auf Rußland, sondern auf England eifersüchtig. Es spricht von Expansion nicht nur im Stillen Ozean, sondern vor allem in China, wo es dem zunehmenden Einfluß Englands im Jangtekingdistrikt entgegentritt. Es sieht in Großbritannien mehr als einen bloßen Konkurrenten auf dem Handelsgebiet. England ist ihm ein politisches Hindernis. Auch in den britischen Kaufmannskreisen riefen die wirtschaftlichen Expansionsgelüste Japans manches Mißtrauen hervor, und der Wettbewerb um den chinesischen Markt nahm immer schärfere Formen an, wodurch von selbst ein Gegensatz zwischen England und Japan entstand, der während des Krieges ständig wächst.

Japan ist bestrebt, sein Interesse in Ostasien in die erste Stelle zu setzen und allen europäischen Einfluß und vor allem den Willen und das Wirken europäischer Großmächte im fernen Osten gründlichst auszuschalten. Aber die japanische Diplomatie, die man nicht mit Unrecht die klügste der Welt genannt hat, weiß recht gut, daß man dieses Ziel nicht durch rücksichtslose Gewalt erreicht, wenigstens so lange nicht, bis ein klares Ergebnis des europäischen Krieges vorliegt. Deshalb verhält sich die japanische Regierung zu allen diesen Fragen, die im Lande lebhaft erörtert werden, vollständig still und benutzt immer wieder die Gelegenheit, England mit schönen Worten seiner Freundschaft zu versichern.

In Wirklichkeit aber ist man deshalb in Tokio über das künftige Verhältnis zu England recht wohl im klaren, wenn man auch jetzt noch nach Talleyrands Lehre, wonach dem Diplomaten die Sprache gegeben ist, um dahinter seine Gedanken zu verbergen, handeln muß. Es gibt allerdings auch eine Reihe namhafter japanischer Politiker,

die mit Überzeugung für das Festhalten am Bündnis mit England eintreten. Sie sprechen ihre Ansichten über die Zukunft und den Wert einer solchen Alliance freimütig aus, indem sie sagen: „Läßt sich auch der Ausgang des europäischen Krieges noch nicht voraussagen, so wird man doch nicht daran zweifeln können, daß England seine unbeschränkte und damit seine wirtschaftliche Herrschaft wenigstens im großen und ganzen aufrecht erhalten wird. Unter dieser Voraussetzung wäre es für jedermann besser, an dem Bündnis mit England festzuhalten; allerdings werden sich die Verhältnisse hinsichtlich der zukünftigen Chinapolitik nicht gerade einfach gestalten, allein es besteht doch Hoffnung, daß Verwicklungen für die nächste Zukunft vermieden werden können.

Es ist nicht anzunehmen, daß die europäischen Mittelmächte vollständig besiegt und vernichtet werden; militärisch sind sie kaum zu überwinden, höchstens könnten wirtschaftliche Nöte sie zu einem Friedensschluß zwingen. Dann aber wird ein Friede zustande kommen, bei dem das europäische Gleichgewicht nach wie vor gewahrt bleibt. England wird sich dann nicht in der Lage sehen, als Triumphator aufzutreten — und so hat Japan auch nicht nötig, vor der britischen Faust zu zittern. Wenn auch jeder Japaner das Unglück, das sich in Europa abspielt und das eine gegenseitige Vertilgung der Angehörigen der weißen Rasse bedeutet, vom rein menschlichen Standpunkt aus tief bedauern muß, so wird er doch nicht umhin können, sich vom nationalistischen Standpunkt aus zu sagen, daß sich die Völker Europas auf Jahrzehnte hinaus militärisch und wirtschaftlich schwächen. Jeder Japaner muß daher hoffen, daß der Krieg noch lange dauert, damit der Zerfleischungsprozeß noch gründlich vor sich gehe: denn jede Schwächung Europas bedeutet eine Stärkung Japans. In Zukunft kommt alles auf die Mäßigung der japanischen Forderung an."

Ob diese Mäßigkeitspolitik in Wirklichkeit ernst gemeint ist, möchten wir noch sehr bezweifeln, denn wir glauben hinter der

verschmitzt freundlich lächelnden Maske des Japaners, die er dem Europäer gegenüber aufzusetzen pflegt, sein wahres Gesicht in einer ganz anderen Weise zu erkennen. Wie wenig man selbst den Befürwortern des englisch-japanischen Verbündnisses trauen darf, geht recht deutlich aus der Gesinnung hervor, die der japanische Ministerpräsident Graf Okuma im vorigen Jahre in einer Rede kund gab, die er auf der Jahresversammlung der japanisch-indischen Gesellschaft gehalten hat. Graf Okuma hat darin die Verbündeten geradezu als die Schrittmacher der gelben Rasse gefeiert, für die im fernen Osten das goldene Zeitalter nach der Niederlage Deutschlands anbrechen soll. Um den Engländern einige Schmeicheleien zu sagen, meinte der japanische Ministerpräsident verbindlich, Deutschland müsse wie Napoleon vor hundert Jahren völlig vernichtet werden, und diese ehrenvolle Aufgabe falle wie damals auch heute wieder England zu.

Nach dieser schmeichlerischen Verbeugung vor Großbritannien aber zog der Japaner die Konsequenzen, die ein solches Ereignis für Ostasien bringen würde. Für die Völker des Ostens würden dann außerordentliche Möglichkeiten auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens entstehen, und der Augenblick wäre da, den Westen im Wettlauf und im Fortschritt zu besiegen. Wenn Japan vorsichtig und nicht zu sehr auf seine militärische Stärke gegenüber den in Ostasien und dem Stillen Ozean interessierten Mächten pochend auftritt, wird es seinen Vorteil am besten wahrnehmen.

Auch auf dem chinesischen Markt läßt sich, nach der Ansicht vieler japanischer Politiker ein Ausgleich bei gutem Willen schaffen. Japan braucht, so wird gesagt, wirtschaftliche Ausdehnung. Das muß von den anderen Völkern anerkannt werden. Japan wird sich nie seinen Weg verriegeln lassen. Es ist stark genug, um den letzten Eventualitäten zu begegnen. Was Indien anbelangt, so sollte England zur Einsicht kommen und den Völkern ihre alten Rechte nicht länger vorenthalten, denn an einen erfolgreichen Aufstand Indiens

vermag kein Realpolitiker zu glauben. Das Gebot der Menschlichkeit aber zwingt Japan, England zu überzeugen, daß es aus freiem Willen das Recht der Indier anerkennt. Man soll das Vertrauen zu britischem Gerechtigkeitssinn und britischer Klugheit haben, daß die Zustände in Indien bald gebessert werden.

Man sieht, Graf Okuma hat bei dieser Gelegenheit die Zukunft Indiens in einem Lichte gemalt, das wohl nicht ganz das Entzücken seiner englischen Freunde erwecken dürfte. Weiterhin empfahl er der Gesellschaft, an ihrem Ziel, der Pflege der japanisch-indischen Handelsbeziehungen, zu arbeiten. Nach der Zerschmetterung des deutschen Militarismus winke den Millionen der indischen Bevölkerung Freiheit und Wohlstand mit Hilfe der japanischen Pioniere auf dem Gebiet des Handels und der Industrie.

Die indische Frage bildet überhaupt einen kritischen Punkt zwischen Japan und England, der zu gegenseitigem Mißtrauen immer wieder Veranlassung gibt. Doch wir wollen hier zunächst die Frage über die Zukunft des englisch-japanischen Bündnisses weiter verfolgen und jetzt diejenigen Stimmen vernehmen, die die Lösung dieser Allianz befürworten. Bezeichnenderweise betonen die meisten Gegner dieser Politik, daß ein Bündnis, das zwischen zwei Völkern geschlossen wird, die eine so gänzlich voneinander verschiedene Staatsauffassung hätten, geradezu naturwidrig sei. Interessant ist da der Vergleich, den der japanische Professor Tatebe Tonge zwischen der englischen und japanischen Staatsauffassung anstellt: „Japan ist das Land der unbedingten Hingabe an den Staat. Alles, was überhaupt in Japan hervorgebracht wird, geht vom Staate aus, jeder Mann ist in gewissem Sinne ein Staatsbeamter. Es gibt Gelehrte und Publizisten, die sogar Ackerbau und Handel unter Staatsaufsicht gestellt sehen möchten."

Es läßt sich nun in der Tat kein größerer Gegensatz dazu finden, als die englische Auffassung vom Staat. Will doch der Engländer nur insofern etwas vom Staate wissen, als er dazu dient, seine

eigenen Interessen zu schützen. Er sieht im Staate einen Feind seines persönlichen Glücks, und so kann dieser nicht genug in seinen Befugnissen beschränkt werden, um die Möglichkeit von Übergriffen zu verhindern. Es ist das Prinzip, das uns ja unter dem Namen vom Nachtwächterstaat zur Genüge bekannt ist.

Auf der einen Seite also sehen wir ein völliges Aufgehen des einzelnen im Staate, auf der andern den Staat als Diener des einzelnen. Daß dieser Unterschied der Staatsauffassungen unvereinbar ist, liegt auf der Hand, und es ist ebenso klar, daß es nicht ohne Einfluß auf das Bündnis sein kann, das Mächte, die innerlich so weit voneinander entfernt sind, geschlossen haben. Gewiß ist es möglich, daß so verschiedene Mächte sich zu gemeinsamem Handeln zusammenschließen. Auch Rußland und England gingen in dem Kriege gegen Deutschland gemeinsam vor. Aber sobald das Nützlichkeitsmoment verschwunden ist, sobald gemeinsame Interessen nicht mehr einen allzu starken Druck ausüben, dann müssen sich diese inneren Unterschiede doch wieder geltend machen. Das ist denn auch bei Japan und Rußland der Fall. Das Nützlichkeitsinteresse, das beide Staaten an dem Bündnis hatten, ist verschwunden oder wenigstens recht gering geworden. Denn Rußland ist in Ostasien zurückgedrängt, und gegen Amerika für Japan mitzukämpfen, hat England wenig Lust. Auch in wirtschaftlicher Beziehung hat sich mancher Gegensatz mehr und mehr gezeigt. So sind denn keine genügenden Hemmnisse vorhanden, die den innerlichen Gegensatz zwischen Japan und England zurückhalten können. Das zeigt sich vor allem auf der japanischen Seite. Hier fühlt man sich erhaben über England, das Tatebe Tonge als ein Land bezeichnet, in dem Selbstsucht und Pflichtverletzung das Höchste sind. Ein Land, das solche Staatsauffassung wie England hat, so schließt man weiter in Japan, ist als Bundesgenosse wenig zu empfehlen. Denn der Egoismus des einzelnen, der den Staat regiert, wird nicht zulassen, daß dieser Opfer für andere bringt. Bei einer solchen Erkenntnis

der Sachlage erscheinen dann auch die Ablehnungen des englisch-japanischen Wirtschaftsbündnisses für China, der Öffnung der Kolonien für die japanischen Einwanderer u. a. nicht als einzelne Unfreundlichkeiten Englands, sondern nur als verschiedene und zeitlich getrennte Äußerungen ein und derselben Ursache, eben der rein individualistischen und durch den Egoismus der einzelnen beherrschten Staatsauffassung.

Es sind das warnende Stimmen, die plötzlich aus dem scheinbar verdeckten Abgrund sich erheben und warnend ein lautes Halt zurufen. In welch starkem Maße das in Japan geschieht, das zeigen uns die Worte Tatebe Tonges, die er in seinem „Scheidebrief an England" in der „Jamato Schinebun" vom 20. Dezember 1915 gegen das Bündnis ausspricht. Er sagt hier u. a. folgendes: „Da Englands Staatsauffassung so verschieden von der japanischen ist, ist allerdings zu fürchten, daß es dabei zu Zusammenstößen zwischen beiden kommen wird. Aber auch bisher haben die beiden Länder ja schon immer zu achtzig Dollars Streit und nur zu zwanzig vom Hundert friedliches Zusammengehen gehabt. Wenn es sich um ein wirkliches Nützlichkeitsverhältnis handelte, etwa derart, daß Japan dank dem Bündnis seine Flotte um die Hälfte verringern könnte, so wollte ich mir das gefallen lassen; aber das ist nicht der Fall. Das ‚heldenhafte' Benehmen der englischen Truppen unter General Bernardiston vor Tsingtau hat das wirkliche Verhältnis offenbart: japanische Truppen mit solchen Truppen sind eine so unsinnige Mischung, wie die von Lack mit Spiritus . . . Das Bündnis ist zu leichtfertig geschlossen und kann so nicht länger fortbestehen."

* * *

Bevor wir uns endgültig und ausschließlich mit der Frage des großen Zukunftskrieges im fernen Osten beschäftigen können, müssen wir uns erst klar zu machen suchen, welches die Gegner sind und welche Umstände Ursache dieser großen asiatischen Völkerdämmerung sein werden. Wir haben oben gesehen, wie das Verhältnis zwischen

Japan und England mehr und mehr erkaltet und wie sich Japan schon heute durch ein Freundschaftsbündnis mit seinem einstigen Gegner Rußland Deckung im Rücken und gleichzeitig einen Bundesgenossen für seine zunächst noch in der Zukunft dunklem Schoße liegenden Abrechnung mit dem englischen Konkurrenten sichern will.

Die wachsende Abneigung Japans gegen England ist indes noch sehr jungen Ursprungs; sie ist lediglich das Ergebnis der letzten zehn Jahre. Bevor man in Japan daran dachte, daß der Bundesgenosse von heute über Nacht zum Feind werden könnte, rechnete man mit der Möglichkeit eines Krieges mit einer Großmacht, in der man das gefährlichste Hindernis der japanischen Expansionspolitik erblickte, nämlich mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Diese Feindschaft besteht schon seit Jahrzehnten; sie war eine natürliche, selbstverständliche Begleiterscheinung der japanischen Ausdehnung und Auswanderung, und sie mußte in dem Augenblick einsetzen, als die japanische Einwanderung in Amerika und die Besiedelung der Philippinen und Sandwichsinseln durch japanische Arbeiter Zahlen erreichte, die, schon mit dem Auge des Statistikers gesehen, eine Existenzfrage für die Union bedeuteten.

Der Frieden von Schimonoseki, der Japan die Insel Formosa zusprach, machte die Japaner zu unmittelbaren Nachbarn des südlich gelegenen Philippinen-Archipels. Schon damals mußte man damit rechnen, daß Japan die mißliche Lage der spanischen Kolonialwirtschaft sich zunutze machen und diese Inseln entweder durch Gewalt oder durch Verträge unter seine Herrschaft zu bringen suchen werde.

Die Vereinigten Staaten kamen diesen japanischen Absichten zuvor. Im Jahre 1898 brach zwischen der Union und Spanien der Krieg aus, der, wie vorauszusehen, für Spanien ein ungünstiges Ende nahm. Für die Philippinen, die es außer Kuba an Amerika abtreten mußte, erhielt es als Kaufsumme noch 80 Millionen Mark, — für den Besiegten ein glänzendes Geschäft, denn die Inseln wären

auch ohne diesen Krieg über kurz oder lang verlorengegangen. Die Amerikaner wurden damals von allen anderen Nationen — und auch von Deutschland — um ihren Besitz beneidet, bis sich herausstellte, daß sie nur einen Trümmerhaufen erworben hatten, auf dem alles mit ungeheuren Kosten und Mühen erst neu aufgebaut werden mußte, ohne dabei die Aussicht auf dauernden Besitz zu haben.

In den 328 Jahren ihrer Herrschaft hatten die Spanier nur einem kleinen Teil der malaiisch-mongolischen Eingeborenen, und zwar nur der besitzenden Klasse, Bildung und Gesittung gelehrt. Der bei weitem größte Teil war kaum mehr als Sklaven der Spanier oder der eingeborenen Grundbesitzer. Die Früchte ihrer Arbeit kamen nicht dem Lande zugute, sondern der Krone Spanien, vor allem aber den spanischen Kolonialbeamten. Die Geschichte der Philippinen weiß daher eigentlich nur von Unterdrückung sich immer wiederholender Aufstände zu berichten und von ewigen Streitigkeiten zwischen den weltlichen und geistlichen Behörden. Hatten die Philippinos indes mit der Hoffnung auf eine Besserung ihres Loses eine ungeheure Enttäuschung erlebt, so mußten sie nun auch noch die bittere Erfahrung machen, daß sie eigentlich nur vom Regen in die Traufe gekommen waren. Sie hatten geglaubt, sich die Freiheit erobert zu haben, und wurden nun gewahr, daß sie nur einen neuen Herrn erhalten hatten, der ihrem orientalischen Denken und Fühlen noch ferner stand als der Spanier. So wurden sie aus bisherigen Verbündeten bald erbitterte Feinde der Union. In offener Schlacht geschlagen, hetzten die Revolutionäre die der Anarchie verfallene Landbevölkerung auf, so daß jahrelang ein verheerender Kleinkrieg auf den Inseln wütete, den die Union nur dadurch siegreich zu Ende führen konnte, daß sie das Land mit mehr als 500 Militärstationen übersäte, wozu eine Truppenmacht von 465000 Mann erforderlich war — gerade doppelt soviel, als die Spanier früher auf den Inseln gehabt hatten.

Nach Niederwerfung des Aufstandes wurde der Wiederaufbau des

gesamten Verwaltungswesens begonnen, ein Werk, das lediglich auf theoretischen Grundsätzen beruhte und das Gegenteil der früheren spanischen Herrschaft war, denn die Amerikaner verzichteten geringschätzig auf die Kolonisationserfahrungen anderer Nationen. Sie hatten sich bei Übernahme der Philippinen den Eingeborenen gegenüber verpflichtet, die Inseln wieder zu räumen, sobald diese zur Selbstregierung befähigt sein würden. Um dieses ganz ideale Versprechen nicht halten zu müssen, hätten die Amerikaner nur die frühere spanische Regierungsmethode beibehalten brauchen, und sie wären sicher gewesen, daß die Eingeborenen nie reif zur Autonomie würden. Allein diese Politik war schon durch die exponierte Lage der Philippinen Japanern und Chinesen gegenüber ausgeschlossen, denn den Angriff eines dieser nahen Nachbarn hätte die Union nur dann abwehren können, wenn sich ihre Herrschaft auf die Anhänglichkeit und das Vertrauen der Bevölkerung stützte und sie deren Hilfe gewiß wäre. Es war also die Richtschnur der amerikanischen Politik, sich die Sympathie der Philippinos zu erwerben und sie dann nach Möglichkeit so zu amerikanisieren, daß sie eine völlige Lostrennung auch in Zukunft nicht anstrebten.

Als Grundprinzipien der amerikanischen Regierungsmethode wurde Gleichberechtigung der Eingeborenen mit den Amerikanern, politische Erziehung des Volkes zur Selbstregierung (soweit dies eben möglich) und Hebung des geistigen Niveaus proklamiert, — wie man sieht, ein sehr schönes demokratisches Programm, das sich jedoch niemals mit Erfolg bei dem unschlüssigen, trägen und unselbständigen malaischen Volk durchführen läßt. Sich selbst überlassen, würden daher die Inseln bald ein Raub Chinas oder Japans werden, deren Bevölkerung kräftiger, arbeitsamer und widerstandsfähiger ist. Mit dieser Möglichkeit haben die Amerikaner von vornherein gerechnet und aus diesem Grunde auch die Inseln durch Anlage von Forts und durch Ausbau des Hafens von Manila gegen einen Angriff gesichert, der nur von japanischer Seite erfolgen könnte, da China

durch die Wirren der letzten Jahre in nächster Zeit noch nicht an eine agressive Politik, besonders über See, denken kann.
Mit Japan hat die Union außerdem im Jahre 1908 ein Abkommen getroffen, wonach sich beide Mächte die Aufrechterhaltung des Status quo in bezug auf den Territorialbesitz garantieren. Trotzdem sind seitdem die Gerüchte über japanische Absichten auf die Philippinen nicht verstummt, und wenn sich auch das offizielle Japan alle Mühe gibt, gerade das Gegenteil davon glauben zu machen, so ist dies um so mehr ein Beweis dafür, daß Japan sich erst recht mit dem Hintergedanken einer baldigen Annexion der für seine politische und wirtschaftliche Großmachtstellung so wichtigen Inseln trägt. Unter dem Druck der japanischen Politik und um alles Mißtrauen zu entwaffnen, hat die Union versprochen, bis zum Jahre 1918 ihre Truppen von den Philippinen zurückzuziehen und die Inseln sich selbst zu überlassen. Auf diesen Augenblick wartet Japan: sobald der letzte amerikanische Soldat das Land verlassen hat, wird der Bürgerkrieg aufs neue entbrennen und den Japanern willkommenen Anlaß geben, unter der Maske des „Friedensstifters" die Inseln unter seinen Schutz zu stellen oder sie, besser gesagt, einfach zu annektieren.
Deshalb betreiben schon heute die Japaner auf den Philippinen eine geheime, wohlberechnete Eroberungspolitik, die in der wirtschaftlichen Unterwerfung des Archipels besteht.
Auf den Philippinen wohnen augenblicklich etwas mehr als 4000 Japaner, davon allein 1700 in der Hauptstadt Manila. Die meisten von ihnen sind Zimmerleute und Fischer, denn die japanischen Zimmerleute werden bevorzugt, da sie viel tüchtiger als die einheimischen sind. Der Durchschnittslohn eines solchen Handwerkers beträgt etwa 210 Mark. Außerdem besitzen verschiedene große japanische Firmen Filialen in Manila und führen hauptsächlich Kohlen und Hanf aus. Im letzten Jahre belief sich der japanische Verkauf von Hanf aus den Philippinen auf 22½ Millionen Mark.

Außerdem besitzen heute die Japaner bereits 1224 Acker Land auf den Philippinen (der Acker ist gleich 4046,783 qm). Auch große Waldflächen befinden sich in ihren Händen, da die Holzpreise zurzeit dort noch außerordentlich niedrig sind und Wald geradezu verschleudert wird.

Das Klima ist außerordentlich heiß und wird von weißen Ansiedlern und auch von den Japanern nicht gerade gut ertragen, am besten noch von den Chinesen, deren es 60000 auf den Philippinen gibt, die ihre eigenen Farmen besitzen, die sie noch unter spanischer Herrschaft erwarben. Nach dem amerikanischen Gesetz sind die Chinesen seit 1902 von der Einwanderung ausgeschlossen, weshalb sie für die Erschließung neuer Ländereien zunächst nicht mehr in Betracht kommen. Die Eingeborenen selbst eignen sich infolge ihrer indolenten Veranlagung nicht zur Ausnützung der ungeheuren Bodenschätze, die das Land bietet.

Bevor Japan die Union auf dem amerikanischen Kontinent angreift, wird es also zuerst danach trachten, sich der viel wichtigeren, in nächster Nähe des Mutterlandes liegenden Philippinen zu bemächtigen. Denn immer wieder muß man betonen und darauf hinweisen, daß das Ziel der japanischen Politik zunächst darin besteht, von Wladiwostok bis Singapore Ostasien zu beherrschen. Der erste Schritt auf diesem Wege war die Besitzergreifung von Formosa, der zweite brachte die Annexion Koreas und die Kontrolle über die mandschurischen Eisenbahnen bis zum Amur. Der dritte Erfolg wurde im Weltkrieg erreicht: Mit Tsingtau erwarb Japan einen neuen, äußerst wichtigen Stützpunkt am Gelben Meer, dessen Eingang es nun von drei Seiten aus beherrscht, so daß das englische, östlich von Tsingtau gelegene Wei-hai-wei von japanischem Gebiet vollständig umklammert ist. Das Gelbe Meer ist heute schon ein japanisches Meer.

Noch wichtiger für die japanische Politik ist aber zunächst die Besetzung der deutschen Karolinen-Inseln im mikronesischen Archipel. Japan ist dadurch im Osten Nachbar der Philippinen geworden, die

von der Insel Jap nicht weiter entfernt sind als die Südspitze von Formosa. Ferner sind die wichtigen Dampferlinien Manila-Hongkong, sowie die von San Franzisko über Guam-Jap nach Schanghai wie nach Holländisch-Indien und Australien führenden Kabel in japanische Hände gelangt. Die Karolinen und Marianen bilden die südöstliche Verlängerung der japanischen Inselwelt. In einem Halbkreis ziehen sich von Yokohama bis Neu-Guinea die von Atollen und Untiefen umgebenen Inseln der Bonin-, Volkano- und Ladronengruppe bis Neu-Guinea, der Überrest einer in der Vorzeit versunkenen Länderbrücke zwischen Ostasien und dem australischen Kontinent, so daß die Philippinen tatsächlich von japanischem Gebiet umklammert sind und die Japaner im Kriegsfalle mit Leichtigkeit sie von jeder direkten Verbindung mit dem Mutterlande abschneiden können.

Die Philippinen, die den Vereinigten Staaten ungeheure Summen kosteten, sind also heute schon ein verlorener Posten, den die Union nicht auf die Dauer zu behaupten vermag und auf den sie schließlich lieber freiwillig verzichten wird, als es auf einen Krieg mit dem japanischen Rivalen ankommen zu lassen, der vielleicht mit einer viel schwereren Niederlage, wenn nicht mit dem völligen Zusammenbruch der imperialistischen Politik der Vereinigten Staaten endigen könnte.

Weniger leichten Kaufes wird aber die Union die inmitten des Stillen Ozeans als Vorposten des amerikanischen Kontinents gelegenen Hawai- oder Sandwich-Inseln preisgeben.

Diese nördlichsten Ausläufer des großen polynesischen Archipels, die bis 1893 von eingeborenen Kanakenfürsten regiert wurden, sind schließlich auch dem amerikanischen Imperialismus zum Opfer gefallen, nachdem, wie wir bereits erwähnten, vor hundert Jahren die Russen die Errichtung einer Flottenstation und Kolonie auf Hawai planten, dessen Selbständigkeit zuerst von den Vereinigten Staaten feierlich anerkannt wurde. Nach dem Tode des kinderlosen Königs David Kalakaua wurde dessen Schwester Liliukalaui Herrscherin von Hawai.

Ihr Versuch, die Rechte der Krone auf Kosten der Ausländer zu stärken, führte mit amerikanischer Hilfe zu ihrem Sturz. Am 17. Januar 1893 wurde Hawai als Republik erklärt und Sanford Ballard Dole, der Sohn eines auf Hawai geborenen amerikanischen Missionars, zum Präsidenten gewählt. Unter seiner Regierung gewannen die amerikafreundlichen Parteien erheblich an Einfluß, so daß schließlich im Frühjahr 1897 der längst angestrebte Anschluß an die Vereinigten Staaten zur Tatsache werden konnte; seit 1900 ist Hawai ein Territorium wie Alaska.

Gegen diese Annexion protestierte nur Japan, das fortan sich alle Mühe gibt, die mit der amerikanischen Herrschaft unzufriedenen hawaischen Homerules in ihrer Opposition gegen die Union auf jegliche Weise zu unterstützen.

Der amerikanischen Regierung sind diese geheimen Absichten des gelben Mannes nicht unbekannt, und sie hat deshalb gerade in den letzten Jahren der strategischen Sicherstellung dieses wertvollen Besitzes, dem die Rolle eines amerikanischen Helgoland zukommt, besondere Sorgfalt gewidmet. Seit 1910 wurde der westlich von Honolulu gelegene, mit einem schmalen Eingang versehene Hafen Pearl Harbour auf Bahu durch großartige Dockbauten und Befestigungsanlagen nach der See- und Landseite hin zu einer Flottenstation ersten Ranges ausgebaut. Er soll ein uneinnehmbares Malta der Kriegsflotte der Union im Stillen Ozean sein — wobei man natürlich wieder mit einem amerikanisch-japanischen Krieg als einer unvermeidlichen Tatsache rechnet.

Pearl Harbour mag immerhin gleich Tsingtau eine harte Nuß für den Gegner sein und der amerikanischen Flotte einen vorzüglichen Stützpunkt bieten, allein die Japaner haben doch schon längst festen Fuß auf Hawai gefaßt und kennen die Inseln vielleicht besser und gründlicher als die amerikanischen Offiziere. Unter den 170000 Bewohnern der Sandwichinseln sind über 90000 Japaner, heute noch harmlose, bescheidene Arbeiter, aber unter ihnen mehr als die

Hälfte altgediente Soldaten, die im Kriegsfalle sofort ihr friedliches Werkzeug mit der Waffe vertauschen werden. Sie allein wären schon bei entsprechender Ausrüstung imstande, der amerikanischen Herrschaft ein rasches Ende zu bereiten. Im stillen ist dieser Schlag auch schon von langer Hand vorbereitet, und an Waffen fehlt es den japanischen Pionieren gewiß nicht. Auf Schleichwegen, unter dem Schutze des rollenden Dollar, werden sie eingeführt und an verborgenen, nur wenigen Eingeweihten bekannten Plätzen aufgestapelt. Der Japaner ist entschlossen, verschlagen und — schweigsam. Heute zeigt er noch das höfliche Katzenlächeln, aber schon morgen kann der Tiger die furchtbaren Zähne fletschen. Diese friedlichen Eroberer Hawais wissen recht gut, wo sie am Tage, da der Mikado ruft, ihre Waffen zu holen haben, und es befinden sich unter ihnen zahlreiche Offiziere, die sich sofort an die Spitze dieses Heeres stellen werden, das heute noch die friedliche Arbeiterbluse über der Uniform des Kriegers trägt.

An drei Stellen zugleich wird Japan dann den amerikanischen Koloß angreifen. Zuerst wird es seine Vorposten im Ozean und in Ostasien blockieren und von der Verbindung mit dem Mutterlande abschneiden, dann wird es seine Pranken in das Herz des amerikanischen Kontinents schlagen.

Dort in Kalifornien liegen die Verhältnisse ähnlich wie auf den Philippinen und Hawai. Dieselben Gebiete, die ehedem von russischen Kolonisten besiedelt waren, die später den Angloamerikanern das Feld überließen, sind in den letzten dreißig Jahren von der japanischen Einwanderung überschwemmt worden.

Der rasche wirtschaftliche Aufschwung, den Japan seit der Eröffnung seiner Häfen nahm, hatte eine auffallende Geburtenzunahme als unmittelbare Folge. Wir sind immer noch gewohnt, von dem „kleinen Japan" zu sprechen, wobei wir aus der geringen Körpergröße des Japaners einen ganz falschen Schluß auf die Ausdehnung seines Landes ziehen. Das „kleine" Japan ist, wie Karl Rathgen

in seiner äußerst wertvollen und grundlegenden Studie „Die Japaner in der Weltwirtschaft" (Leipzig, Teubner) betont, mit seinen 382400 qkm bedeutend größer als Großbritannien und Irland, wobei der seit 1895 erworbene Außenbesitz (Formosa, Korea, Süd-Sachalin) nicht mitgerechnet ist. Würden wir das langgestreckte Inselreich auf die Karte Europas legen, so bedeckt es ganz Preußen, Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen. Da es sich vom 24. bis 51. Grad nördlicher Breite ausstreckt, würde diese Länge der Entfernung Assuan-Erfurt ungefähr gleichkommen. Durch die Eroberung von Formosa, Korea und Süd-Sachalin ist Japan um eine Fläche von der Größe Italiens vermehrt worden und ist nun ebenso groß wie Österreich-Ungarn einschließlich Bosnien und der Herzegowina oder wie das Deutsche Reich einschließlich Dänemark und Island. Auch was die Größe der Volkszahl anlangt, steht das „kleine" Japan durchaus nicht hinter den europäischen Großmächten zurück. Wie Rathgen nachweist, kommt Japan an Bevölkerungsdichte Österreich-Ungarn gleich und wird darin nur von Rußland, den Vereinigten Staaten und Deutschland übertroffen. Im Jahre 1909 kamen auf den Quadratkilometer 130 Menschen, fast ebensoviel wie in England. Anfang 1872 betrug die Bevölkerung Japans 33111000 Seelen, Ende 1909 war sie auf 50170000 gewachsen, wozu noch gut 13½ Millionen zu rechnen sind, die in den hier nicht mitgezählten Gebieten wohnen, die Japan von 1895 bis 1905 erwarb.

Die Bevölkerung Japans nimmt jährlich um mehr als 1% zu. Das hatte zunächst einmal eine bedeutende Entwicklung der Städte, vor allem der Hafenplätze zur Folge, die, als sie dem internationalen Verkehr geöffnet wurden, nur elende Fischerdörfer waren. Ende 1886 zählte man erst 139 Orte mit mehr als 10000 Einwohnern — 1903 war ihre Zahl bereits auf 284 gestiegen, in denen insgesamt etwa 9 Millionen Menschen wohnten.

Sodann macht sich eine von Jahr zu Jahr größer werdende Aus-

wanderung bemerkbar. Die Inseln, auf denen größtenteils Ackerbau betrieben wird, können den Menschenüberschuß nicht ernähren. Er sucht sich daher neue Bahnen und Ausdehnungsmöglichkeiten. Die Auswanderung richtete sich zuerst nach dem dünnbesiedelten Formosa, wo die Zahl der dort ansässigen Japaner von 16300 im Jahre 1897 auf 77900 im Jahre 1907 stieg. In Korea wohnten 1909 24000 Japaner, doch hielt sich eine bei weitem größere Zahl außerdem noch vorübergehend dort auf.

Mit der japanischen Invasion auf den Philippinen und Hawai haben wir uns bereits beschäftigt. Der gelbe Mann ist aber darüber hinaus bis nach Holländisch-Indien, Französisch-Indochina und Australien vorgedrungen. Am stärksten hat sich jedoch die japanische Einwanderung in Amerika geltend gemacht, wo sie geradezu zu einer Existenzfrage der weißen Rassen wurde, denn mit dieser Auswanderung verbindet sich gleichzeitig die wirtschaftliche und politische Expansionspolitik.

Seit Ende der neunziger Jahre richtet sich der Hauptstrom der japanischen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1854 betrat die erste japanische Gesandtschaft den Boden Amerikas — 1907 schätzte man die Zahl der in der Union ansässigen Japaner auf 80000, wovon zwei Drittel allein auf Kalifornien entfallen. Das ganze Küstengebiet des Stillen Ozeans, von Vancouver bis über San Franzisko herunter und weit auf mexikanischen Boden übergreifend, ist von Japanern geradezu übersät. Die hohen Löhne, die drüben winkten, riefen immer größere Menschenmassen über den Ozean. Von 1901 bis 1906 kamen 79000 Japaner nach den Vereinigten Staaten; 1906/07 30824. Als durch schärfere Gesetze die Zuwanderung japanischer Elemente erschwert wurde, nahm die Invasion den Weg über Kanada und Mexiko, da die Landgrenze leichter zu überschreiten war und man hierbei der Hafenkontrolle entgehen konnte.

Der Japaner ist dem Yankee ein äußerst unsympathischer und

ebenso unwillkommener Gast; alle anderen fremdrassigen Elemente sind ihm lieber, da sie sich rasch assimilieren und im amerikanischen Volkstum aufgehen. Die „gelbe Gefahr" aber besteht gerade darin, daß der Japaner sich nicht mit den anderen Rassen vermischt, sondern in der ganzen Welt seinen Charakter und seine Lebenshaltung unverfälscht bewahrt. Nur dadurch gelingt es dem friedlichen japanischen Einwanderer, fremdes Land zu erobern. Sie leben stets für sich abgeschlossen und bilden einen eigenen Staat im Staate. Der Japaner hat ein viel höheres Selbstbewußtsein als der Chinese, und darum läßt er sich auch nicht mißhandeln wie dieser. Außerdem gewährt ihm seine heimische Regierung einen kräftigen Rückhalt.

Dies hat sich besonders gezeigt, als sich in Amerika das Bewußtsein der weißen Rasse gegen den gelben Eindringling bemerkbar machte und die amerikanische Regierung die japanische Einwanderung überhaupt zu verbieten oder wenigstens zunächst zu erschweren suchte. Vorübergehend freilich sperrte die japanische Regierung die allzustarke Abwanderung nach Hawai und den Vereinigten Staaten, nahm sich dafür um so eifriger der bereits in Amerika ansässigen Stammesgenossen an.

Immer wieder ist es deswegen in den letzten Jahren zu diplomatischen Verwicklungen zwischen Japan und der Union gekommen, die zur Steigerung des gegenseitigen Rassenhasses nur noch mehr beitrugen und erst recht Öl ins Feuer der erregten Gemüter gossen. Der Amerikaner weiß recht gut, gegen wen er einmal Krieg zu führen hat, und daß dieser Krieg über das Sein oder Nichtsein der Union entscheiden wird. Wie man seit Jahren bei uns immer wieder von dem kommenden Weltkrieg, dessen ferner Flammenschein fast alljährlich den politischen Horizont rötete, wie von einem unmittelbar bevorstehenden, unabänderlichen Ereignis sprach und ihn bereits in apokalyptischen Utopien mit allen Schrecken und bluttriefenden Erzeugnissen einer lebhaften Phantasie ausmalte, so beschäftigt sich die

amerikanische Intelligenz schon heute mit dem Problem des zunächst noch in der Zukunft grauem Schoße schlummernden Krieges mit dem japanischen Rivalen.

Und es sind keineswegs nur Reklamemacher und politisch unreife Phantasten, die ihre warnende Kassandrastimme erheben, die freilich meist ungehört verhallt, da niemand — und am allerwenigsten das Regierungssystem einer Republik — auf seine Fehler aufmerksam gemacht sein will. „Nach uns die Sündflut!" ist die Devise dieser Unverantwortlichen, die dabei aber ihre Rechnung oft etwas allzu frühzeitig machen, so daß sie kurz vor Kassensturz noch eine äußerst unangenehme Enttäuschung erleben müssen, die ihrem Selbstbetrug die Maske von dem heuchlerischen Gesicht reißt. Dazu verstehen es die Japaner ja trefflich, ihrem Gegner Sand in die blöden Augen zu streuen und ihn mit raffiniertester Höflichkeit und feinster Schmeichelei von der Aufrichtigkeit ihrer freundschaftlichen Gesinnungen zu überzeugen. So brachte Reuter Anfang März 1916 folgende Meldung, die dem kundigen Thebaner nur ein bedeutungsvolles Lächeln des Verständnisses abzugewinnen vermag: „Bei einem Festmahl in Tokio am 6. d. M., an dem der Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, der japanische Ministerpräsident und der Minister des Äußern teilnahmen, gab letzterer folgende Erklärung über die japanisch-amerikanischen Beziehungen ab: Die Beziehungen Japans zu Amerika waren niemals besser oder so gut wie heute, und sie werden von Jahr zu Jahr idealer und freundschaftlicher."

Mit diesem Telegramm will das englische Depeschenbureau beweisen, daß die Japaner die treuesten Freunde der englischen Sippe seien und daß die Amerikaner von japanischer Seite nichts Böses zu befürchten haben, wenn sie sich offen zu England schlagen und an Deutschland den Krieg erklären. Wir sind aber überzeugt, daß die englischen Staatsmänner die katzenfreundlichen Versicherungen des japanischen Ministers nicht ernst nehmen. Sie kennen ja das Doppel-

gesicht der gelben Rassendiplomatie. Hat doch diese auch noch bei Ausbruch des Weltkrieges gegenüber Deutschland mit der freundlichsten Miene zu grinsen verstanden, hinter der sich schon die Absicht verbarg, in kürzester Frist die deutsche Verlegenheit zu benutzen, um dem guten Freund seinen asiatischen Besitz abzunehmen.

Das Verbrüderungsmahl in Tokio erinnert uns auch lebhaft an jene Verbrüderungsfeste, bei denen vor Kriegsausbruch englische Bürgermeister, Professoren, Pastoren und Redakteure ihre deutschen Kollegen mit den liebenswürdigsten Schmeichelphrasen einseiften. Und die deutschen Michel waren so vertrauensselig, daß sie die englischen Reden glaubten.

Nicht alle Amerikaner aber trauen dem gelben „Freund" über die Türschwelle, wenn er auch noch so freundlich lächelt. So hat schon der aus der Regierung ausgeschiedene Kriegsminister Garrison die Anlage von starken Befestigungen auf den Philippinen für eine dringende Notwendigkeit erklärt, so dringend, daß er von der Bewilligung der hierfür geforderten großen Kredite sein Verbleiben im Amte abhängig machte. Als ihm das Repräsentantenhaus nicht willfahrte, nahm er seine Entlassung, weil er den Verlust der Philippinen, den er durch Japan schon in absehbarer Zeit befürchtet, nicht verantworten will.

Im „Century" warnt der bekannte Schriftsteller Thomas F. Millard vor den ehrgeizigen Gelüsten Japans, die heute schon sehr stark seien, obwohl Amerika sie gar nicht zu bemerken scheint. Millard klagt Japan offen an, es treffe bereits in Hinsicht auf einen künftigen Konflikt mit den Vereinigten Staaten bedeutende Vorbereitungen; der japanische Volksgeist werde ferner von der Regierung systematisch auf einen solchen Konflikt vorbereitet und zeigte sich schon jetzt gegen die Union äußerst feindlich gesinnt; inzwischen aber werde in Amerika eine eifrige japanische Propaganda betrieben, die den Amerikanern Sand in die Augen streuen und sie glauben machen soll, daß sie von Japan nichts zu befürchten haben — weshalb auch

die von der Union geplanten Rüstungen überflüssig seien. Millard zeigt sich als ein ausgezeichneter Kenner der äußerst vorsichtigen japanischen Schlangenpolitik, die sich hinter dem „unergründlichen" ewigen Lächeln des Japaners verbirgt, das viele für harmlose, freundliche Höflichkeit halten, ohne von der raffinierten Psychologie des gelben Mannes eine Ahnung zu haben. Millard glaubt ferner nicht an die Uneigennützigkeit der Japaner, die ihre Beteiligung an dem Weltkrieg mit dem Einwand zu begründen suchen, als wollten sie zur Regulierung der europäischen Fragen beitragen, wozu jedoch ihre schroffe Ablehnung jeglicher militärischer Unterstützung der Entente auf den europäischen Kriegsschauplätzen in unüberbrückbarem Widerspruch steht. Als Japan den Krieg gegen Rußland erklärte, suchte es aller Welt weis zu machen, daß dies nur geschehe, um die „Unabhängigkeit" Koreas zu erhalten, um das offene Tor in der Mandschurei sicherzustellen und um Chinas territoriale Unantastbarkeit und politische Unabhängigkeit zu retten. Korea aber haben die Japaner annektiert, das „offene Tor" in der Mandschurei ist fest verschlossen, und was China anlangt, so ist es Japans einziger Gedanke, dieses Land unter seine Herrschaft zu bringen, was aus der wenig diskreten Unterstützung der chinesischen Aufständischen und der Bekämpfung (und Beseitigung) des energischen Diktators Yuanschükai, des chinesischen Napoleons, durch Japan deutlich genug hervorgeht. Da aber den Japanern in Asien doch noch nicht alles nach Wunsch gelang, werden sie sich, meint Millard, zunächst gegen Amerika wenden, und das ist auch der Grund für ihre Anstrengungen, sich die Stellungen, die sie sich in Kalifornien erobert haben, zu erhalten und in Mexiko und in andere amerikanische Gegenden einzudringen.

Amerika aber lebt noch immer in der alten, seit sechzig Jahren bestehenden Täuschung, Japan hege für Amerika eine traditionelle Freundschaft (wie dies Deutschland fast ein Jahrhundert hindurch von Rußland glaubte, bis ihm der Weltkrieg endlich die blinden

Augen öffnete), daß die heutigen, gemeinsamen finanziellen und Handelsbeziehungen eine ewige Friedensägide aufrecht erhalten würden und daß Japan für einen Krieg unvorbereitet sei. So traut Amerika in unheilvoller Selbsttäuschung dem japanischen Wolf im Schafspelz, während die schlauen Japaner diese leichtsinnige Verblendung zu ihren Gunsten auszunutzen bestrebt sind und sich daran machen, zunächst gegen Amerika und später gegen die europäischen Großmächte vorzugehen.

„Si vis pacem, para bellum" — diese uralte Weisheit, die bezeichnenderweise das Krieger- und Diplomatenvolk der Römer, die noch immer unsere Lehrmeister sind, in jene klassischen Worte gekleidet haben, gibt den Vereinigten Staaten in den Tagen des europäischen Weltkrieges mancherlei Anlaß, sich etwas genauer als früher mit der Frage der Landesverteidigung im Falle eines Krieges zu beschäftigen. Dieser ungeheure Staat hat im Osten und Westen auf eine Länge von Tausenden von Kilometern seine langgestreckten Küsten zu verteidigen, wozu auch die stärkste Flotte allein nicht ausreicht, denn sie vermag nicht überall irgendwelche feindliche Landungsversuche zu vereiteln oder Beschießungen der Häfen rechtzeitig zu begegnen. In diese Aufgabe müssen sich Forts und Küstenbefestigungen teilen, die man aber nicht über Nacht aus dem Sande schaufeln und widerstandsfähig ausbauen kann. Dazu gehört eine jahrelange sorgfältige Vorbereitung — und nicht zuletzt eine entsprechende kriegstüchtige Armee mit genügenden Munitionsmengen. Mit der militärischen Kriegsbereitschaft der Union ist es aber unglaublich schlecht bestellt. Der deutsche Leser wird hell auflachen und es für ein Märchen halten, was ich hier von der „Military Unpreparedness of the U. S. A." nach durchaus ernstzunehmenden und zuverlässigen amerikanischen Quellen erzähle.

Die Union hat keine allgemeine Wehrpflicht, sondern nur ein kleines geworbenes Heer, dessen Friedensstärke nach der amtlichen Statistik vom 20. April 1915 auf 4833 Offiziere und 87877 Mann an-

gegeben wird. Diese Zahl ist indes in den letzten Jahren bedeutend reduziert wurden, da starke Verbände nach den Philippinen, nach Hawai und nach der Panemakanalzone verlegt wurden, so daß auf dem Festland der Union nur 12 610 Mann Küstenartillerie und 24 602 Mann mobile Truppen verbleiben. Da die Artillerie aber an die Verteidigung der Küstenbefestigungen gebunden ist, so beträgt das eigentliche Feldheer, über das die Regierung in Washington verfügen kann, nur 24602 Mann. „Es ist ein erschreckender Beweis unserer ungenügenden Kriegsbereitschaft, daß die Stärke unserer heutigen regulären Armee geringer ist, als dies je in den letzten fünfzig Jahren der Fall war, obgleich unsere Bevölkerung seitdem von 31 Millionen auf 100 Millionen angewachsen ist," klagt der amerikanische Militärschriftsteller Frederick L. Huidekoper in einem kürzlich in Neuyork erschienenen Buch*), und der Bericht der amerikanischen Heeresverwaltung gibt selbst zu, daß die reguläre Armee gerade nur doppelt so stark ist als — die Polizei der Stadt Neuyork.

Noch schlimmer ist aber der Mangel an Kriegsmaterial. Nach den Angaben des verstorbenen Brigadegenerals Crozier, des Chefs des amerikanischen Kriegswesens, besaßen die Vereinigten Staaten im Dezember 1914 nur insgesamt 912 Geschütze, wobei sogar die erst bewilligten und noch im Bau befindlichen mitgezählt sind. Als Minimum verlangt aber der Generalstab 1292 Kanonen (323 Batterien zu je 4 Kanonen), als Maximum, um den Angriff einer Großmacht mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können, dagegen 2834 Geschütze. Die Regierung mußte indes zugeben, daß die Artillerie nur über 634 Kanonen und Haubitzen zusammen verfügte; da die Herstellung einer Kanone allein etwa vier Monate erfordere, so würden volle acht Jahre vergehen, ehe Amerika die oben erwähnte Minimalstärke von 1292 Geschützen tatsächlich aufweisen könnte.

*) Vergleiche hierzu auch desselben Verfassers interessante Enthüllungen im Maiheft des „Popular Science Monthly".

Obwohl die Vereinigten Staaten augenblicklich die größten Munitionsfabriken der Welt besitzen, reicht der vorhandene Vorrat nicht einmal für die 634 Kanonen — man hat berechnet, daß bei verhältnismäßig schwachem Feuergefecht die amerikanische Artillerie nach zwei Tagen bereits ihr letztes Geschoß abgefeuert hätte. Erst wenn alle Munitionsfabriken vier Jahre lang ausschließlich für den eigenen Heeresbedarf arbeiten würden, könnte der Munitionsbedarf für die Artillerie gedeckt werden.

Der Infanterie stehen wohl genügend Gewehre zur Verfügung — im Juni 1914 waren etwa 700000 moderne Gewehre, Modell Springfield, und 300—400000 ältere Krag-Jörgensen-Gewehre vorhanden, wozu jährlich etwa 25000 neue kommen — allein es fehlt auch hier an genügenden Munitionsvorräten, da die vorhandenen schon nach vier Tagen vollständig aufgebraucht wären. Dazu kommt der Mangel an Maschinengewehren. Während jedes französische Infanterieregiment 40 Maschinengewehre zählt, treffen auf ein amerikanisches Regiment nur ihrer vier — also gerade der zehnte Teil!

Ein Staat, dessen hauptsächlichsten Grenzen aus ausgedehnten Küsten bestehen, wird diese in erster Linie so zu befestigen suchen, daß er möglicherweise in der Lage ist, alle Landungsversuche eines von der See herkommenden Gegners durch das Feuer der Küstenbefestigungen zu vereiteln. Um dies zu erreichen, muß die Tragweite der am Land eingebauten Geschütze größer sein als die der Schiffsgeschütze, andernfalls kann die feindliche Flotte aus einer dem Verteidiger unerreichbaren Entfernung die Küstenbefestigungen mühelos zusammenschießen und niederkämpfen. Die stärksten Kanonen, die die Vereinigten Staaten besitzen, dürften aber kaum in Kaliber und Schußweite den Dreadnoughts und Überdreadnoughts der englischen und japanischen Kriegsmarine gleichkommen — die Küsten sind also in keiner Weise genügend geschützt.

In diesen Mißständen, die von einem ganz unverzeihlichen Leichtsinn

der amerikanischen Regierung zeugen, erblickt der frühere Präsident Theodore Roosevelt, der ein besserer Staatsmann war als der kurzsichtige Woodron Wilson, mit Recht eine der drohendsten Gefahren für die Zukunft der Vereinigten Staaten und fordert schleunigst eine durchgreifende Reorganisation und Vermehrung von Heer und Flotte, ehe es zu spät ist.

Denn Amerika ist nach Roosevelts Ansicht nicht in der Lage, mit einem großen Reich einen Krieg mit Erfolg zu bestehen. Er fordert deshalb ein stehendes Heer von 250000 Mann mit genügend Offizieren, um ein Heer von 1½ Millionen Mann mit Führern zu versehen. Ferner verlangt er, durch eine sofortige Aktion die amerikanische Marine zur zweitgrößten der Welt zu machen. Auch ständige Munitionsfabriken im Westen gehören zu Roosevelts Idee. Geld dürfte hierbei nicht den geringsten Einfluß ausüben, „denn in fünf Jahren könnte es zu spät sein". Diese beiden Notwendigkeiten seien aber in keiner Weise durch Wilsons Pläne bisher genügend betont worden. Roosevelt nennt dessen Flotten- und Heeresprogramm ein Schattenprogramm. Wilson wollte die Flotte erst im Laufe von fünf Jahren wieder auf die alte Höhe bringen. Die Vermehrung und Verbesserung der Marine dürfe aber keinen Aufschub erleiden. Auch die Arbeiten für die Armee müßten sofort beginnen. Wilsons Plan einer „kontinentalen Armee", in der die Freiwilligen nur zur Hälfte ausgebildet sind, wird dem Staate recht teuer kommen und für die Verteidigung des Landes gänzlich nutzlos sein. „Es wäre viel gescheiter, die kleine stehende nationale Armee zu vergrößern. Die Hetze gegen den sogenannten Militarismus ist falsch und dumm. Es wäre ebenso falsch, wenn die Feuerwehr Neuyorks nur Leitern besäße, die bis zum zweiten Stock reichen, wie die Pläne für die Aufstellung einer Armee zu machen, die wohl das Feuer mit Wasser begießen, es aber nicht völlig löschen könnten, weil eben die Mittel unzureichend sind. Entweder soll man ein Feuer ganz in Ruhe lassen und warten, bis alles abgebrannt ist, oder man soll es sofort und mit aller

Energie angreifen. Außer einer stehenden Armee von einer Viertelmillion Soldaten müßte eine wirkliche Reserve vorhanden sein und vor allem genügend gut ausgebildete Offiziere, damit jederzeit die Führer für 1½ Millionen Soldaten vorhanden sind. Vor allem aber muß die Nationalgarde mehr ausgebildet und vergrößert werden. Die Wilsonsche Idee einer Freiwilligen-Armee sollte man in den Vereinigten Staaten völlig fallen lassen. Meiner Meinung nach ist die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht der einzige Weg, um in unserem Lande eine wirkliche Demokratie zu erreichen, in der volle Gerechtigkeit herrscht. Jeder gesunde amerikanische Jüngling müßte gezwungen werden, sein Vaterland zu verteidigen, und er sollte darauf stolz sein."

Amerikanische Blätter, die den Vorschlag Roosevelts mehr vom nationalen als vom parteipolitischen Standpunkt beurteilen und in der Brust Roosevelts ernste Befürchtungen wegen kriegerischer Konflikte entdecken, sehen in der Art, wie Wilson die Zentralmächte in seinen Noten behandelt, die Keime zu künftigen kriegerischen Zerwürfnissen, denen Amerika kaum gewachsen sein werde. Schon benützen auch die Japaner die Gelegenheit, um Scheiter zu dem Haufen zu tragen, auf denen über kurz oder lang die Wilsonschen Musternoten verbrannt werden. Und gerade dies ist es, was Roosevelt veranlaßte, den Präsidenten Wilson zu einer Gewissenserforschung zu mahnen und ihm offen zu sagen, daß die akademische Phrase unter den heutigen Umständen nichts, die militärische Kraft alles bedeutet. Roosevelt war freilich nie Professor, wohl aber Soldat, und zwar kein schlechter, sondern ein tapferer und glücklicher Soldat. Er überblickt die Lage mit ihren drohenden Möglichkeiten und sieht auch die schwarzen Wolken hinter der rotglühenden Sonne Japans aufsteigen. Machen doch japanische Zeitungen kein Hehl daraus, daß sie in dem protzigen Auftreten Amerikas gegen Deutschland und Österreich ein Mittel sehen, um den durch den Weltkrieg abgerissenen Faden der Beziehungen wieder anzuknüpfen.

Sie meinen auch, daß der Stachel, den das Benehmen Amerikas bei den Deutschen zurücklasse, ein Keil werden möchte, um eine Verständigung der Deutschen mit den Japanern gegen Amerika herbeizuführen.

Roosevelt dürfte indes seine Besorgnisse noch aus anderen Erscheinungen herleiten. So hat kürzlich die „Vereinigung für nationale Verteidigung" in Japan, deren Mitglieder sich aus Offizieren der Armee und Marine, Beamten der Ministerien und Behörden, wie aus hervorragenden Vertretern privater Kreise zusammensetzt, unter dem Titel „Der Krieg zwischen Japan und Amerika" ein Buch veröffentlicht, das den Angriffskrieg gegen Japans größten Feind, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, predigt. Wir entnehmen der in hunderttausenden von Exemplaren in Japan und ganz Ostasien verbreiteten Schrift nachstehende Sätze:

„Sechzig Millionen Japaner, alles loyale Untertanen des Kaisers, brennen darauf, einen Krieg gegen die Vereinigten Staaten zu führen, der den prahlenden Amerikanern beweisen soll, daß das japanische Volk und seine Soldaten unbesiegbar sind. Vor kaum 30 Jahren überwanden wir die Chinesen, und alle Welt weiß noch, wie wir die großen russischen Armeen 1904/05 besiegten. Jetzt sind wir aber noch viel stärker. Aus zwei Gründen müssen wir den Krieg gegen Amerika führen: erstens wegen der absoluten Unhumanität der Vereinigten Staaten, die die japanische Einwanderung verbieten, zweitens wegen der empörenden Ungerechtigkeit solcher Gesetzgebung gegen die Japaner."

Das Buch enthält dann weiter eine genaue und begeisternde Beschreibung von Kalifornien, das die Japaner in kurzer Zeit kolonisieren wollen. Ferner wird Mexiko erwähnt, als Japans mächtiger Bundesgenosse, der den Japanern gegen die Vereinigten Staaten helfen wird, wenn die Zeit gekommen ist. Daß Japan der Hintermann der mexikanischen Rebellen ist und deren ewige Kämpfe gegen

die Union mit Geld und Waffen unterstützt, ist ein öffentliches Geheimnis. Japan hat Interesse daran, dem amerikanischen Kontinent eine offene, nie verheilende Wunde zu schlagen, die ihm als Sprungbrett dienen soll. Treffend hat kürzlich der „Simplicissimus" diese hinterlistige Politik des gelben Mannes charakterisiert. Hinter dem Rücken des gegen die Vereinigten Staaten anreitenden Carranza sitzt auf den Sattel geduckt ein kleiner japanischer Zwerg, der grinsend dem breiten Mexikaner zuflüstert: „Halte dich gut, damit man mich nicht sieht."

Interessant sind die Enthüllungen, die das japanische Buch unbekümmert über die raffinierte Eroberungsstrategie seiner Regierung gibt. Es heißt da: „Als Arbeiter und selbst als reiche Kaufleute verkleidet, werden geschulte Soldaten ausgeschickt werden. Sie werden langsam verstärkt werden, immer mit dem Ziel im Auge, daß wir die Philippinen und Honolulu nehmen wollen. Diese Inseln müssen wir nehmen, um unsere Hand für immer auf den Stillen Ozean zu legen. Die Amerikaner rühmen sich ihres Panamakanals, aber es ist doch für uns lächerlich leicht, ihn mit Dynamit zu sprengen und ihn wenigstens für viele Monate zu ruinieren. Bevor die amerikanischen Kriegsschiffe den weiten Weg um Südamerika zurücklegen können, werden wir die Inseln längst besetzt haben. Es wird sehr schwierig sein, uns dort herauszuwerfen, denn unsere Flotte ist viel stärker als die amerikanische, besser ausgerüstet und auch besser mit Offizieren besetzt."

Es wird dann weiter auf die Leistungen der japanischen Spione in Kalifornien und auf den Philippinen hingewiesen: „Wir geben zu, daß diese Methoden nicht besonders ehrenvoll sind. Aber wir haben es eben mit einer Nation von Lügnern und Rechtsverdrehern zu tun, denen wir Japaner erst den Anstand, die Ehre und die moralische Sauberkeit zu lehren haben werden. Im übrigen sind diese Amerikaner wundervoll dumm ... Amerikanische Arbeiter haben keine Erziehung, sie sind eine servile Gesellschaft von Lohnsklaven, die

von ihren Meistern gedrillt werden, und diese Meister beherrschen Washington."

Nun bekommen die Yankees einige noch gröbere Wahrheiten gesagt, die ihren Stolz recht empfindlich treffen: „Eins muß betont und darf nicht vergessen werden, daß die Amerikaner Mischlinge aller Rassen, die Japaner dagegen Vertreter einer tausendjährigen Kultur und Geschichte sind. Unserer Meinung nach steht der Präsident der Union an der Spitze einer Familie, die er nicht in der Gewalt hat ... Die Union richtet ihre Gebete nur an einen einzigen Gott: an den Mammon. Vor dem Gelde liegen die Amerikaner auf den Knien und bitten immer nur um größeren Reichtum. Aus diesem Grunde wird auch unser Krieg gegen Amerika später von der ganzen Welt als Wohltat und Fortschritt gepriesen werden ..."

Ein Kapitel dieses interessanten Buches beginnt mit den Worten: „Amerika ist ein Staat süßer Worte und böser Taten. Und dabei sagen die Amerikaner, daß ihr Adler voll Stolz seine Schwingen ausbreite. Es wäre passender, wenn er voll Schande und Scham krächzen und klagen würde oder wenn die Vereinigten Staaten einen schäbigen, kahlen Aasgeier wählten, der ihr Wappen besser versinnbildlichen würde."

Über die amerikanische Armee wird gesagt, daß sie eigentlich keine Armee sei und nur aus wenigen tausend Mannschaften bestehe, die nicht genug Verstand hätten, ihren Lebensunterhalt in Landwirtschaft oder Industrie zu gewinnen und dazu gut sind, die armen, verkommenen Indianer zu bewachen, damit keines dieser Opfer amerikanischer „Menschlichkeit" aus seinen Gefängnissen gleichenden Reservaten entweiche. Es seien höchstens 30000 roher, unausgebildeter Leute, die kaum die militärischen Kommandos verständen. Nach einer Kriegserklärung Japans würde Amerika höchstens über 400000 taugliche Soldaten verfügen, während Japan binnen kürzester Zeit 2 Millionen bester Truppen aufstellen könne. Wenn der Krieg erklärt sei, würden die Vereinigten Staaten versuchen, von

Kalifornien 20000 Mann nach den Philippinen zu senden. Sie wüßten nichts von den japanischen Plänen zu der Zerstörung der Forts und Geschütze von Manila. Der Bau von Schlachtschiffen 1. Klasse, von Transportschiffen und Unterseebooten werde beschleunigt. Tag und Nacht würde an der Herstellung komprimierter Lebensmittel und Munition jeder Art gearbeitet.

Das Buch schließt: „Unser großes System ist, daß wir, um Kalifornien, die Sandwich-Inseln, Samoa und die Philippinen zu erringen, jeden Yen sparen. Unsere Frauen müssen Baumwolle statt Seide tragen. Statt Wein müssen wir Wasser trinken. Aller ersparten persönlichen Ausgaben müssen wir dem Heere und der Flotte zuwenden. Und unsere Professoren müssen ihren Schülern einprägen, daß die Vereinigten Staaten unser größter Feind sind."

Diese Dokumente japanischen Hasses gegen Amerika wären an sich belanglos, da sie nur mit groben Worten Altbekanntes wiederholen, doch eine Tatsache hebt diese Kriegsbroschüre aus dem Wust chauvinistischer Hetzschriften hervor: an der Spitze der „Gesellschaft zur nationalen Verteidigung" steht Japans gegenwärtiger Ministerpräsident, Graf Okuma, mit dessen Genehmigung die Propagandaschrift zur Popularisierung eines japanisch-amerikanischen Krieges auch erschien!

Ist ein solcher Zusammenprall in nächster Zeit zu erwarten? Vorläufig noch nicht. Wären auch die Kriegsrüstungen der Union vollständig intakt, so ist Japan vor einem plötzlichen Überfall durch den englisch-amerikanischen Vertrag geschützt, der die Union verpflichtet, im Falle eines europäischen Krieges Japan nicht in den Rücken zu fallen, wenn Japan in diesem Konflikt die Interessen Englands in Ostasien schützt.

Doch anderes kann schon jetzt gefolgert werden: Japan arbeitet vor. Der Antrag des Oberhauses, die Regierung zur Ausgabe einer inneren Anleihe im Betrage von 20 Millionen Yen zur vorzeitigen Tilgung der auswärtigen japanischen Anleihen zu veranlassen, ist auch vom

Unterhause mit der Erklärung angenommen worden, daß diese Anleihe Japans auswärtige Politik von jeder „unerwünschten Beeinflussung durch fremde Kabinette" befreien würde.

„Wir wollen," schrieb die amerikafeindliche „Shinebun" im März 1916, „wenn wir in Washington unsere Rechnung präsentieren, von jeder fremden Einmischung frei und durch keine Sonderverträge gebunden sein. Die Note unserer Regierung an die Vereinigten Staaten läßt die Amerikaner darüber nicht mehr im unklaren, daß Japan jetzt gezwungen ist, endlich eine vollständige Klärung der Rechte japanischer Staatsangehöriger in Amerika von Wilson zu verlangen. Hat Wilson in der Hitze des Gefechtes in der U-Bootfrage unsere Forderung geflissentlich überhört? Dann wird sie im geeigneten Augenblick noch lauter wiederholt werden und Wilson zu einer bestimmten Erklärung veranlassen."

Dieser Protest der japanischen Regierung ließ in der Tat nicht lange auf sich warten. Kaum einen Monat später, nachdem die „Shinebun" sich so heftig und energisch ausgesprochen hatte, überreichte der japanische Botschafter in Washington am 21. April — demselben Tage, an dem Wilson zum Kongreß über die neue Note an Deutschland sprach, die einem Ultimatum gleichkam, — einen Einspruch seiner Regierung gegen das neue Einwanderungsgesetz, das asiatische Einwanderer ausschließt und das jetzt, nachdem es das Repräsentantenhaus durchlaufen hat, dem Senat zur Entscheidung der Annahme vorliegt. Die japanische Regierung protestierte entschieden dagegen, da das Gesetz gegen die Würde des japanischen Volkes verstoße und den guten Glauben der japanischen Regierung in Frage stelle. Dieser japanische Einspruch, der viel schroffer und energischer war als alle früheren Proteste, hat in den Kreisen der amerikanischen Regierung eine lebhafte Beunruhigung und Bestürzung hervorgerufen. Man hatte offenbar gar nicht damit gerechnet und war um eine Antwort verlegen. Das Gesetz ist daraufhin auch noch nicht endgültig angenommen worden, und man wird

sich schließlich eben doch Japan gegenüber zu bedeutenden Zugeständnissen herablassen müssen, um einen ernstlichen Konflikt zu vermeiden.

Trotz aller dieser Beschwichtigungsversuche und Einlenkungen, die ein Zeichen der Schwäche und des geringen Vertrauens der Vereinigten Staaten auf ihre Stellung als Großmacht sind, wird der Krieg zwischen der gelben und weißen Rasse schließlich doch die ultima ratio sein, die alle diese Fragen mit dem Munde der Kanonen beantworten wird. Den Stillen Ozean, das „Meer des tiefsten Friedens", wird der entfesselte Gewittersturm bald zu einer wild tobenden See aufpeitschen, wenn Sonnen- und Sternenbanner auf seinen Wogen einander als Feinde gegenüberstehen werden.

Die Vereinigten Staaten werden indes nicht der einzige Gegner sein, mit dem Japan in absehbarer Zeit um die Herrschaft in Ostasien kämpfen muß.

Hat es erst einmal auf den Philippinen festen Fuß gefaßt, so trennt nur noch eine schmale Wasserstraße die japanischen Annexionsgelüste von Borneo und dem Archipel der Sundainseln, denen das gleiche Schicksal bevorsteht wie den Philippinen.

Die Sundainseln stehen mit Ausnahme der britischen Nordküste von Borneo und des zur Hälfte portugiesischen Timor unter holländischer Herrschaft, und sie sind die eigentliche Quelle und der Lebensnerv des Wohlstandes und Reichtums der Niederlande, die über die eingeborenen malaiischen Sultane und Fürsten der im Innern noch sehr wenig erforschten Inseln ein sanftes Regiment ausüben, das eher einem auf Freundschaftsbündnissen beruhenden Protektorat als einer Oberherrschaft gleicht und die unterworfenen Stämme im Besitz ihrer früheren Rechte und Selbständigkeit beläßt. Die holländisch-indische Kolonialarmee, eine Art Fremdenlegion, in der das deutsche Element stark vertreten ist, die aber auf einer gesünderen und menschenwürdigeren Basis beruht als die berüchtigte französische Legion, ist wohl imstande, die Ordnung auf den Inseln

aufrechtzuerhalten und Aufstände und Streitigkeiten der Eingeborenen zu unterdrücken, allein sie wäre niemals auch nur im entferntesten einem überlegenen Gegner, wie es die Japaner sind, gewachsen, und ehe noch Verstärkungen aus der Heimat den weiten Weg von der Nordsee bis zum Indischen Ozean zurücklegen können, wäre Holländisch-Indien längst die Beute des gelben Räubers geworden. Auch die holländische Flotte kann der japanischen gegenüber nichts ausrichten; außerdem sind in den indischen Gewässern zum Schutz der niederländischen Kolonien, die durch keinerlei Küstenbefestigungen und Forts gegen einen Angriff von der See her gerüstet sind, nur ältere Panzerkreuzer und Kanonenboote stationiert, die von der starken japanischen Flotte mühelos bezwungen würden.

In Deutschland hat man keine Vorstellung von dem lähmenden Schrecken, den die Wegnahme von Kiautschou durch Japan in Niederländisch-Indien und in Holland selber erregt hat. Wenn Japan sich nicht scheute, der zweitgrößten Seemacht der Erde den Handschuh hinzuwerfen, wer konnte es dann daran hindern, über die schwachverteidigten Sundainseln herzufallen? Ganz instinktiv witterten die holländischen Behörden die von Norden drohende Gefahr und suchten Maßregeln zu treffen, um ihr im Ernstfalle begegnen zu können. Daß Holland allein zu schwach sei, um sich mit dem japanischen Gegner zu messen, wußte man nur zu gut, darum mußte man sich nach einem Bundesgenossen umsehen, dem selbst daran gelegen sei, Japan nicht allzu mächtig werden zu lassen, und der ein Interesse an der Erhaltung Holländisch-Indiens haben mußte.

Diese Voraussetzungen trafen auf England wie auf die Vereinigten Staaten zu.

England, das Singapore, das Gibraltar der Sundastraße, besitzt, darf nicht zugeben, daß sich ihm gegenüber eine Macht wie Japan festsetzt, denn die Sundastraße kann ebenso leicht von der britischen Küste der Halbinsel Malakka wie von dem gegenüberliegenden holländischen Sumatra aus beherrscht und gesperrt werden. Die

Japaner auf den Sundainseln würden die englische Herrschaft in Indien ernstlich bedrohen, und sie fänden in dem noch selbständigen, von englischem und französischem Kolonialgebiet umklammerten Königreich Siam einen nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen. Sich nach Englands Beistand umzusehen, war also bei Ausbruch des Weltkrieges das instinktive politische Empfinden der Holländer in Indien, und deshalb standen sie von vornherein mit ihren Sympathien auf englischer Seite. Dazu kam die alte, noch immer künstlich gehegte Geringschätzung gegenüber den Deutschen und ohne Zweifel auch der geschäftliche Neid vieler Kolonialholländer. Reuter tat das übrige, und so war die Haltung der holländischen Kolonialpresse deutschfeindlich und ist es bis auf den heutigen Tag. Wohl haben die Deutschen auf Java entschlossen und mit Geschick dagegen angekämpft und dadurch vielleicht Schlimmeres verhütet; auch gibt es manche einzelne Holländer in den Kolonien, die sich an der Deutschenhetze nicht beteiligt haben, aber im großen und ganzen ist die Stimmung die gleiche geblieben. Wenn es nach dem Wunsche der Engländer, die auf Java leben, gegangen wäre, dann wäre den dortigen Deutschen wohl noch übler mitgespielt worden. Aber vor solcher Torheit bewahrte den kühlen Mynheer doch die Erwägung, daß etwaige Gewalttaten zweifellos auch auf die Eingeborenen und die 400000 Chinesen übergegriffen und unabsehbare Folgen gehabt haben würden. Denn sowohl die Javaner, die bekanntlich Mohammedaner sind, als auch die Chinesen sind deutschfreundlich gesinnt. Deshalb schrieb eine holländische Zeitung auf Java, das „Batavia News-blad", schon vor Jahresfrist: „Wenn wir alles überlegen, was dieser Krieg an den Tag bringt, so kommen wir für Indien doch wohl zu dem Schluß, daß das allerbeste für unser Land die Neutralität ist. Die Mehrzahl der hiesigen Europäer ist deutschfeindlich, die Mehrheit der Einheimischen deutschfreundlich, weil sie türkenfreundlich, die meisten Chinesen sind deutschfreundlich, weil sie japanfeindlich sind! Unsere (koloniale) Armee zählt

viele Deutsche, die natürlich bei einem Kriege gegen Deutschland nicht mitmachen können — kurzum, es herrscht hier ein seltsames Beieinander von Meinungen und Sympathien, und das könnte, wenn die Niederlande eingreifen würden, zu allerhand unangenehmen Zuständen Anlaß geben. Die Regierung wird dann auch wohl begreifen, daß ein gewarnter Mann soviel wert ist wie zwei."

Mehr noch als diese Tatsache aber mochte die Erkenntnis, daß England selbst ebenso gerne wie sein Rivale Japan sich der Sundainseln bemächtigen möchte, um das Indische Kaiserreich unmittelbar mit Australien zu verbinden, abkühlend gewirkt haben.

Man hat in Holland nicht vergessen, daß Java während der napoleonischen Zeit schon einmal drei Jahre lang in englischen Händen war — die von den Engländern gesetzten Meilenpfähle (holländisch „Paalen") an den Landstraßen der Insel haben noch lange an die englische Zeit erinnert —, und vielleicht weiß man auch, daß Lord Curzon, der ehemalige Vizekönig von Britisch-Indien, und einer der bekanntesten englischen Imperialisten, der bereits Pläne für die Annexion Mesopotamiens entworfen hatte, vor sieben Jahren in einer bekannten Rede die Herausgabe von Java als eine unverzeihliche Dummheit bezeichnet hat. England gehört zwar schon die halbe Welt, aber es möchte gern die ganze haben. Hätte es die Sundainseln von der japanischen Gefahr befreit, so würde es sich seine Hilfe teuer haben bezahlen lassen, und schließlich würden England und Japan brüderlich die holländischen Kolonien unter sich aufteilen, während die Mynheers das Nachsehen hätten.

Außerdem hat sich England seinem holländischen Nachbar in Indien bisher wenig entgegenkommend gezeigt, und die anfangs ziemlich englandfreundliche Stimmung ist heute schon ziemlich ins Gegenteil umgeschlagen. Die Schließung des Suezkanals für die gesamte Handelsschiffahrt hat den Verkehr zwischen Holland und seinen indischen Kolonien bedeutend erschwert, denn nunmehr müssen alle Schiffe den zeitraubenden und infolge der Kapwinde gefährlichen

Umweg um Südafrika machen, was natürlich eine erhebliche Steigerung der Seefrachten und Versicherungsspesen zur Folge hat, wodurch die wirtschaftliche Lage Niederländisch-Indiens in äußerst ungünstiger Weise beeinflußt wird. Die Einfuhr europäischer Waren ist fast vollständig lahmgelegt, so daß in ganz Niederländisch-Indien und besonders auf der Insel Sumatra eine besorgniserregende Teuerung selbst der allernotwendigsten Lebensmittel eingetreten ist. Sowohl die holländischen Verwaltungsbehörden als auch die malaiischen Eingeborenen machen kein Hehl aus ihrer Erbitterung und Abneigung gegen England, das an der wirtschaftlichen Notlage der niederländischen Kolonien allein die Schuld trägt. Dazu kommt, daß man infolge des englisch-japanischen Bündnisses um die Zukunft der vom Mutterlande weit entfernten und schwer zu verteidigenden Kolonien besorgt ist, denn die Gelben und ihre englischen Freunde haben längst begehrliche Blicke auf die reichen Sundainseln geworfen, deren Besitz beiden in gleicher Weise wünschenswert erscheint.
Diesen Geistern also, die man nicht mehr los wird, wenn man sie rief, mußte Holland wohl mit berechtigtem Mißtrauen begegnen, und man wollte das Schicksal und den Schutz der indischen Kolonien nicht ihren Waffen anvertrauen.
Blieben nur die Vereinigten Staaten, die auf den Philippinen heute noch einen Schutzwall zwischen Japan und dem Sundaarchipel bilden. Die amerikanische Südseepolitik war freilich in den letzten Jahren immer schwächer und nachgiebiger geworden und scheute offenbar einen bewaffneten Zusammenstoß mit Japan. Aber trotzdem konnte es der Union nur erwünscht sein, wenn sie einen Verbündeten fände, der ihr eine starke Rückendeckung gewähren könnte. Um einen gegenseitigen Meinungsaustausch über die gemeinsame Abwehr der japanischen Gefahr zu pflegen, besuchte der amerikanische Gouverneur der Philippinen im Frühjahr 1916 den holländischen Residenten in Java. Welche Fragen dabei besprochen, welche Abmachungen getroffen und welche Verträge geschlossen wurden –

darüber ist nie ein Wort an die Öffentlichkeit gedrungen, und es ist daher wohl anzunehmen, daß jene Konferenz zu einem wichtigen Ergebnis geführt hat, dessen strengste Geheimhaltung den beiderseitigen Regierungen unbedingt erforderlich erscheint.

Denn die japanischen Imperialisten geben unumwunden und mit verblüffender Offenherzigkeit, die sonst durchaus nicht Gepflogenheit der japanischen Diplomatie ist, zu, daß sie Niederländisch-Indien ebenso und mit den gleichen Rechten wie die Philippinen für sich beanspruchen. Und sie machen noch weniger Hehl daraus, daß die gewaltsame Eroberung des Sundaarchipels eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben der japanischen Weltmachtspolitik ist, deren Ziel sie in der Besetzung der Sundastraße erblicken. Die japanische Presse ist auch hierin wieder ein williges und lautes Sprachrohr dieser Annexionisten und Kriegshetzer.

Seit ein paar Jahren bereits erscheinen in der japanischen Presse regelmäßig kurze Artikel, augenscheinlich mit speziellem Zweck, die sich mit angeblichen Wahnzuständen in den niederländischen Kolonien Ostasiens befassen. Tatsachen werden freilich nicht genannt, aber es wird der japanischen Regierung zur Erwägung anheimgestellt, sich des Loses der Eingeborenen auf Java, Sumatra und Borneo etwas mehr anzunehmen. Artikeln solcher Art folgten dann wieder andere, in denen vertieftes Interesse für eine Ausbreitung nach „dem Süden" gefordert wird. Zwischen diesen beiden Richtungen ist der Zusammenhang unschwer zu finden; die ganzen Bestrebungen in der Presse laufen eben darauf hinaus, die öffentliche Meinung allmählich in eine Richtung zu lenken, die die Regierung vor hat, eines Tages einzuschlagen.

In mancherlei Beziehung ist der Einfluß der Kampagne bereits zu merken. Die Japaner sprechen selten mehr von Niederländisch-Indien, vielmehr werden alle holländischen Kolonien unter dem allgemeinen Namen „Südsee-Inseln" zusammengefaßt, und seit die kleinen Südseeinseln, die Deutschland gehörten, von Japan zeit-

weilig in Besitz genommen sind und als solcher betrachtet werden, ist es nicht zu verwundern, daß die Unwissenheit einen Schritt weiter geht und den holländischen Inselbesitz einfach dazu annektiert. Anläßlich der Krönungsfeierlichkeiten des Mikados sah ein holländischer Journalist in Tokio einen kleinen Aufzug: ein mehrere Meter großer Erdball mit Japan und den japanischen Kolonien wurde herumgetragen; der japanische Besitz war rot gekennzeichnet und hierbei waren auch die niederländischen Inseln diesem Anstrich zum Opfer gefallen . . .

Ein kürzlich erschienener Artikel „Der erste Schritt in unserer neuen Marine-Politik" aus der Feder Yasuburo Takeko-shis, eines der bedeutendsten und einflußreichsten Journalisten, faßt nun alle Anspielungen und Argumente der letzten Jahre in einer interessanten Summierung zusammen. Vorweg sei bemerkt, daß Herr Takeko-shi nicht bloß ein Journalist, sondern auch ein Staatsmann von Bedeutung ist, der einige Zeit dem Parlament angehörte und 1898 Unterrichtsminister war. Sein Buch über „Die Geschichte und Verwaltung Formosas" gilt als ausschlaggebendes Werk; außerdem ist er der Verfasser einer Anzahl von Schriften über die Geschichte Japans, dessen Kolonialpolitik usw. Er hat verschiedene große Weltreisen unternommen und besuchte auch vor einigen Jahren Niederländisch-Indien. Herr Takeko-shi schreibt also:

„Japan muß immerzu trachten, sich auszubreiten. In früheren Zeiten haben die Politiker stets danach gestrebt, ihr Land aktiv zu erhalten, aber gegenwärtig folgen wenige Staatsleute diesem Beispiel. Es ist jetzt bald ein halbes Jahrhundert her, seit Japan Beziehungen mit anderen Ländern anknüpfte. Das Land ist nun reich an Mitteln und an großen Männern. Das Volk ist kräftig, und doch ist die Aufmerksamkeit unserer Politiker mehr auf innere als auf auswärtige Aufgaben gerichtet. Ich muß zu meinem Leidwesen gestehen, daß eine bestimmte Politik hinsichtlich systematischer Expansionen gänzlich fehlt.

Japan ist ein altes Reich, seine Geschichte seit 2500 Jahren datiert, aber es hat erst knapp vor einem halben Jahrhundert seine Häfen dem ausländischen Handel geöffnet. Als moderner Staat befindet sich Japan also noch immer in seinem Jugendalter. Ein Volk muß wachsen wie ein Mensch, und so muß es auch in seiner Jugend physisch kräftig sein. Ein Jüngling vollendet sein physisches Wachstum vor dem 25. Jahr, und so ist es auch mit dem Wachstum eines Volkes. Wenn es also jung und kräftig ist, muß es versuchen, seinen stattlichen Körper auszubreiten und zu festigen.

Zuweilen können wir unser Gebiet durch sogenanntes friedliches Eindringen vergrößern, aber es kann auch der Fall eintreten, daß eine Gebietserweiterung im angreifenden Sinne gesucht werden muß. Wenn wir das letztere tun, werden wir zweifellos von Europa und Amerika ein kriegssüchtiges Volk genannt werden. Aber ich glaube nicht, daß ein kriegssüchtiges Volk immer verabscheuungswürdig ist. Ungefähr alle gegenwärtigen großen Mächte waren zur Zeit ihrer Ausbreitung kriegssüchtig, und doch lehnen sie die angreifende Politik ab, sobald ein anderes Volk dieselben Mittel gebrauchen will, die sie benützten. Man nehme beispielsweise England! Konnte das britische Reich gegründet werden ohne die kriegssüchtige Politik, zu der England in der Vergangenheit seine Zuflucht nahm? Hat nicht Cromwells Politik, die darin bestand, die mit Gold beladenen, aus Indien heimkehrenden holländischen Schiffe im Mittelmeer und im Kanal in Besitz zu nehmen, sehr viel dazu beigetragen, die gegenwärtigen enormen Reichtümer Großbritanniens zu fundieren? Das gegenwärtige deutsche Kaiserreich wuchs aus der Hansa empor. Die freien Städte, die diesem Bund angehörten, gaben ihren Schiffen die Erlaubnis, andere Schiffe auf See zu erobern, und sie bereicherten sich selbst durch seine Politik.

Ich habe manchen Briten über das System der Staatsspekulation, mit dem ein ‚Gentleman' nichts zu tun haben dürfe, mit Abscheu sprechen hören, aber ich bin überzeugt, daß dieses System, so

abscheulich es auch in den Augen der heutigen britischen ‚Gentlemens' aussehen mag, viel zu der Größe des Landes beigetragen hat. Die Position Großbritanniens ist gleich der eines Mannes, der seine Zuflucht zur angreifenden Politik so lange nahm, als es seinen Interessen dienlich war, der aber, sobald er das hatte, was er begehrte, alle verurteilte, die dasselbe mit den gleichen Mitteln tun wollten. Ich hoffe, daß Japan ein ebenso großes Volk werden wird wie England, das, nun es eigentlich genug besitzt, ruhig die angreifende Politik anderer Länder verabscheuen mag.

Nach welcher Richtung muß Japan sein Gebiet vergrößern? Wie alle anderen Völker nach dem Süden und nicht nach dem Norden. Die Geschichte lehrt uns, daß die Völker sich stets von Norden nach Süden ausgebreitet haben und nicht umgekehrt. Wenn nun Japan sein Gebiet zu erweitern sucht, indem es Kolonien in der Mongolei und Mandschurei gründet, so ist dazu zu sagen, daß eine solche Politik im Gegensatz zum menschlichen Instinkt ist und niemals ausschlaggebenden Erfolg haben kann, so kräftig die Versuche auch sein mögen. Japan hat bereits festen Fuß in Korea und in der Mandschurei gefaßt, und es ist seine Pflicht, die Bewohner dieser Länder zu beschützen und ihr Glück zu fördern, ganz gleichgültig, ob diese Bewohner dies wünschen oder nicht. Wenn aber unsere Politiker uns etwa zwingen sollten, noch weiter nördlich vorzudringen, so begehen sie einen großen Fehler in unserer Kolonialpolitik.

Wir dürfen unsere Ausbreitung im Norden nicht weiter fortsetzen als bis zu den Grenzen der Mandschurei, und wir müssen unser Augenmerk gen Süden richten. Als England die Normandie besaß, mußte es eine große Armee und eine große Flotte zugleich haben. Die letztere, um seine Inseln zu schützen, die erstere, um seine Kolonie auf dem Festlande zu verteidigen. Japan ist aber ebenso wie England ein Inselreich, und es darf nicht dieselben Dummheiten begehen, die England vor ein paar Jahrhunderten beging. Es muß seine ihm aufgetragenen Pflichten gegen Korea und die Mandschurei

erfüllen, aber weiter nordwärts zu gehen wäre ein großer Fehler. Die Position eines Inselreiches hat immer schwache Seiten. Ein Inselreich hat nie die Vorteile eines festländischen Staates, es muß aber doch, ebenso wie dieser, eine große Armee neben einer großen Flotte besitzen.

Wir Japaner müssen unsere ganze Aufmerksamkeit den Südseeinseln zuwenden. Als eine Folge unseres Krieges mit Deutschland hat unsere Flotte die Inselgruppen dieses Staates, die Marschall- und Karolineninseln, in Besitz genommen. Aber das sind ja eigentlich keine Inseln, sondern einfache Meeresfelsen. Obschon unser Volk sich freut, im Besitz derselben zu sein, haben sie doch wenig Wert. Wir können nicht stolz sein auf den Besitz einiger Südseeinseln, bevor wir Java und Sumatra haben.

Diese liegen zwischen dem Indischen Ozean und den asiatischen Gewässern und bilden eine höchst bedeutsame strategische Position. Die Sundastraße zwischen den beiden Inseln ist gewissermaßen eine natürliche Festung. Wenn eine große Macht dort starke Befestigungen baut und dazu im Besitze einer gewissen Anzahl Unterseeboote ist, die den Bestandteil einer mächtigen Flotte bilden, so gibt es wohl keine Flotte der Welt, möge sie auch noch so stark sein, die an jener Stelle durchkäme. Wenn also Japan diese zwei Inseln in Besitz nimmt und die Straße mit seiner Flotte verstärkt und beschützt, wird keine europäische Flotte imstande sein, sich einen Weg nach den asiatischen Gewässern zu bahnen. Für eine Flotte, die aus dem Indischen Ozean in die asiatischen Meere gelangen will, gibt es ja überhaupt nur zwei Wege: der eine zwischen Singapore und Sumatra, der andere führt durch die Sundastraße. Heute, wo ein Unterseeboot Entfernungen bis zu 5000 Meilen zurücklegen kann, ist es für die japanische Flotte durchaus nicht schwierig, jedes europäische Geschwader an einer dieser beiden Stellen aufzuhalten. Darum schlage ich vor, diese Inseln zunächst aus strategischen Gründen in Besitz zu nehmen.

Die Europäer sagen immer, daß es eine Last für sie sei, andere Rassen zu kultivieren. Nun wir im Besitze der europäischen Kultur sind, ist es da nicht unsere Pflicht, andere Rassen auch zu kultivieren und dadurch die Europäer zu entlasten? Vornehmlich erachte ich es als unsere Aufgabe, die malaiische Bevölkerung aus ihrer gegenwärtigen Lage, die unter dem niederländschen Regiment tatsächlich elend ist, zu befreien. Über den Ursprung unserer Rasse sind sich die Gelehrten bekanntlich noch nicht einig, aber es besteht wenig Zweifel, daß wir nicht auch malaiisches Blut in den Adern haben. Als ich vor einigen Jahren die Inseln besuchte, hatte ich das Gefühl, daß ich in Kyuschu reiste, so erinnerten mich die Häuser, deren Einzäunung, die Kinder und die ganze Lebensweise der Einwohner an unser eigenes Land. Ist es nun nicht unsere Pflicht, diese Länder unserer Vorfahren aus der gegenwärtigen Verwaltung Hollands zu retten?

Jeder erinnert sich noch, wie die Inseln uns im Kriege mit Rußland beunruhigten, jeder weiß, daß auch die deutschen Kriegsschiffe diese Inseln lange als Operationsbasis für ihren Kampf gegen die Handelsschiffahrt in den indischen Gewässern benützten und daß die drahtlose Station auf Borneo in diesem Kriege eine deutsche Position bildet. (!) Von diesen Inseln aus versehen die deutschen Agenten die Unzufriedenen in Britisch-Indien mit allem Nötigen, um das Land gegen England in Aufruhr zu bringen. Es gibt nicht immer Gründe der Furcht, eine starke Macht in seiner Nähe zu haben, aber ein kleines Land, das nicht imstande ist, seine Neutralität zu handhaben, ist eine Gefahr für seine Nachbarn. Für Japan ist es eine Gefahr, solch schwach verteidigte Länder in seiner Nachbarschaft zu haben, wie sie Java und Sumatra sind.

Einzelne mögen sagen, daß diese Inseln holländisches Eigentum sind, und daß Japan sie nicht so kurzerhand wegnehmen könne. Aber wenn die Holländer die Verhältnisse der Eingeborenen nicht verbessern können und nicht imstande sind, Frieden und Ordnung

unter ihnen aufrecht zu erhalten, dann sind Java, Sumatra und Borneo eine Bedrohung für die angrenzenden Gebiete, und wir sind berechtigt, sie in Besitz zu nehmen. Obendrein ist Holland noch gar nicht im festen Besitz der Inseln, es hat sie lediglich durch Verträge mit den Stammeshäuptern zu einem Protektorat gemacht. Japan kann also mit den Häuptern der aufständigen Stämme ebenso Verträge abschließen wie Holland und diese Länder unter seine Oberhoheit stellen."

Man sieht, aufrichtiger hätte sich Herr Takeko-shi nicht über die Absichten der japanischen Politik aussprechen können. Die Ausfälle gegen Deutschland, die er geflissentlich immer wieder gebraucht, dienen nur dazu, den Engländern Sand in die Augen zu streuen. Die Japaner wollen damit einerseits beweisen, wie ernst sie es mit ihren Pflichten als Bundesgenossen der Entente nehmen und welche hervorragende Dienste sie England im Kampfe gegen die „damned Germans" leisten würden, wenn sie in Holländisch-Indien die deutschen Spionennester mit Feuer und Schwert ausräuchern und beseitigen würden.

Die Broschüre Takeko-shis hat in Holland berechtigtes Aufsehen und allgemeine Bestürzung hervorgerufen, und die Presse hat sich lebhaft mit der Erörterung dieser für die Zukunft der Kolonien so wichtigen Fragen beschäftigt. Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" mahnte zur Mäßigung. Man solle in Indien die Freundschaft Japans keineswegs zurückweisen, wie sie sich darbiete. Je kleiner sich jedoch Indien zeige, desto mehr erstarke die Partei in Japan, die mit Begierde nach Niederländisch-Indien sehe.

Über die eigentliche Stimmung in Niederländisch-Indien gegen Japan klärt ein Bericht eines Beamten des japanischen Landbauministeriums auf, der über die Ausstellung in Semarang (1914) zu berichten hatte, und der lebhaft über den Mangel an Sympathie für die Japaner klagte. Die Japaner in Niederländisch-Indien seien zum großen Teil nur untergeordnete Händler. Die Hol-

länder behandelten sie deshalb mit Geringschätzung. Auch stehe man ihnen recht mißtrauisch gegenüber. Japanische Besucher der Ausstellung hätten selbst in den Hotels nicht auf einen höflichen Empfang rechnen können, und nicht selten seien ihnen Detektive gefolgt, da man bei ihnen alle möglichen üblen Absichten vermutet habe. Dieser japanische Beamte forderte, daß alle Anstrengungen gemacht werden müssen, um die Beziehungen zwischen den Japanern und den Holländern zu verbessern. Die Ausstellung von Semarang habe hierin schon Vorzügliches geleistet. Soweit der Bericht des japanischen Beamten.

Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" sagt nun, daß sowohl der Staat als auch Private dazu beitragen könnten, die Beziehungen zu Japan so angenehm und fruchtbringend wie möglich zu machen. Er fordert aber, daß Niederländisch-Indien zu seiner eigenen Sicherheit zur Entwicklung gebracht werden müsse. Das niederländische Ideal sei es, einen niederländisch-indischen starken und blühenden Staat zu bilden, auf den die Eingeborenen selbst stolz sein könnten, den sie wie ihr Vaterland betrachteten, und zu dessen Verteidigung sie bereit seien, ihr Blut zu vergießen. Inzwischen aber dürfe keine Zeit versäumt werden, und Niederländisch-Indien müsse in wirkungsvollen Verteidigungszustand gebracht werden. Das Gleichgewicht, dem Niederländisch-Indien bis jetzt seine Sicherheit verdankt habe, sei gestört. Die Zeit dränge, Gewitterwolken ballten sich zusammen, und Niederländisch-Indien stehe nahezu wehrlos da, und wenn die Sundastraße in einem Zustand gelassen werde, in dem sie nicht verteidigt werden könne, so könne es wohl sein, daß ein Starker sie an sich reiße. Beim Friedensschlusse müsse Holland vor der Völkerversammlung erklären können, daß es selbst imstande sei, die Sundastraße zu verteidigen.

In dem Augenblick aber, wo Japan seine Hand auf die Sundastraße legt oder auch nur Anstalten macht, sie von Java aus zu beherrschen, wird ihm notwendigerweise in England ein neuer Gegner

erstehen, das sich dadurch in Indien, seiner wertvollsten Kolonie, bedroht sieht. Denn für die britische Herrschaft in Indien ist Singapore und die Sundastraße das Tor nach Osten, wie die Straße von Bab-el-Mandeb mit Aden das Westtor. England fühlt sich erst als Herr eines Meeres, wenn es dessen Zugänge beherrscht und sie nach Belieben sperren kann. So ist das Mittelländische Meer eigentlich ein englischer Binnensee: Gibraltar und Port Said, seine beiden Pforten, die es mit dem Atlantischen und Indischen Ozean verbinden, stehen im Feuerbereich englischer Kanonen; kein feindliches Schiff kann diese Meerengen passieren, wenn es die Engländer nicht dulden wollen.

Ähnlich liegen die Verhältnisse im Indischen Ozean, der nur nach Süden offen ist, aus welcher Richtung jedoch kaum besondere Gefahr droht. Die eigentlichen Tore sind doch das Rote Meer und die Sundastraße; für die Zukunft allenfalls noch der Persische Meerbusen, weshalb England auch besonderen Wert auf die Endstrecke der Bagdadbahn über Basra nach Koweit legt, wo es sich seit 1903 festgesetzt hat und von wo aus es jetzt mit Hilfe der anglo-indischen Armee danach trachtet, das türkische Irakgebiet zu erobern, um nach Westen ein förmliches Glacis als Deckung der Festung Indien anzulegen.

Im Osten besitzt es die Sundastraße mit Singapore; kein Gegner kann hier aus östlicher Richtung kommend zwischen den Küsten von Malakka und Java in den Indischen Ozean gelangen, solange hier noch der Union Jack auf den aus Palmenhainen hervorragenden Bastionen und Forts weht.

Die Herrschaft über die Sundastraße bedeutet also für Britisch-Indien eine wichtige Existenzfrage, die in dem Augenblick aktuell wird, wenn Japan das Erbe des friedlichen und ungefährlichen holländischen Nachbars antreten will. Eine asiatische Macht, die die Europäer aus Hinter-Indien vertreibt, würde sofort in dem indischen Volke einen treuen Bundesgenossen finden, mit dessen

Hilfe es sich seine Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen hofft. Diese Umstände zwingen England geradezu, sich mit Holland zu gemeinsamer Verteidigung ihrer von Japan bedrohten Kolonien zu verbünden, denn die Niederlage des einen würde ganz natürlicherweise auch über kurz oder lang den Sturz des anderen herbeiführen. So schrieb das in Singapore erscheinende „Straits Echo" in einem längeren Artikel, der sich eingehend mit den englischen Sympathien für Holland beschäftigt, und zog daraus folgenden Schluß für die Zukunft: „Würden wir erwarten können, daß, wenn sowohl Holland wie England einmal um ihren Besitz im fernen Osten zu kämpfen haben — das Blatt rechnet also bereits mit dieser Möglichkeit — beide Länder dann auch Schulter an Schulter an der Verteidigung ihrer gemeinsamen Ideale und Kulturinteressen zusammenstehen werden?" Der „Haarlemsche Courant", der Anfang Mai diese Ausführungen des englischen Blattes kommentierte, bemerkte dazu: „Diese Äußerung bestätigt, was wir schon früher gesagt haben, daß nämlich früher oder später die japanischen und englischen Interessen auf diesem Angelpunkt im Indischen Ozean zusammenstoßen müssen und dann Niederländisch-Indien der Prellbock sein wird."

Heute sind allerdings England und Japan noch Verbündete, und gemäß der gegenseitig getroffenen Abmachungen ist Japan sogar verpflichtet, allenfallsige Aufstände in Indien mit Waffengewalt niederzuwerfen. Trotzdem aber haben es die Engländer vorgezogen, ihre eigenen Truppen dort zu lassen, statt das Land dem zweifelhaften „Schutze" ihrer gelben Freunde anzuvertrauen, denen man keine allzu tiefen Einblicke in die indischen Verhältnisse gewähren will — aus leicht begreiflichen Gründen.

Außerdem ist es noch sehr fraglich, ob im Ernstfalle die japanischen Soldaten wirklich ihre Waffen gegen das indische Volk kehren würden, wenn es sich gegen die englische Herrschaft empören sollte. Eher ist das Gegenteil anzunehmen, denn Japan hat einerseits aus politischen Gründen alles Interesse daran, die englische Weltherr-

schaft in Asien zu schwächen, andererseits aber hindern es wirtschaftliche Rücksichten, sich den Haß des indischen Volkes durch Parteinahme für seine Unterdrücker zuzuziehen.

Japan ist im Gegenteil mit allen Mitteln bestrebt, sich die Sympathien Indiens zu sichern, um Absatzquellen für seinen ostasiatischen Exporthandel zu gewinnen. Auch auf diesem Gebiete stößt es wieder mit England zusammen, und die strengen Ein- und Ausfuhrverbote, die die englisch-indische Regierung neuerdings erlassen hat, kehren im Grunde genommen eigentlich ihre Spitze gegen den japanischen Handel, der sich von Jahr zu Jahr größere Absatzgebiete in Indien erobert. Was z. B. die Einfuhr chemischer Produkte anlangt, so liegt diese heute schon fast völlig in japanischen Händen. Die Versorgung Indiens mit Kampfer hängt von der japanischen Einfuhr ab, die jedoch im letzten Jahre etwas nachgelassen hat, da die steigende Herstellung von Zelluloid in Japan diese Ausfuhr behindert und man andererseits fürchtet, daß die früher so ergiebigen Kampferwaldungen auf Formosa in zwei bis drei Jahrzehnten erschöpft sein werden, da noch kein genügender Nachwuchs vorhanden ist. Auch die Einfuhr von Zündhölzern, die im letzten Jahre insgesamt 15½ Millionen Schachteln im Werte von 753000 £ betrug, was einer Steigerung von 11% der Menge und 26% des Wertes gegenüber dem Vorjahre entspricht, geht immer mehr an die Japaner über, die infolge ihrer billigeren, wenn auch minderwertigeren Waren den größten Teil des indischen Zündholzgeschäftes an sich gebracht und Schweden und Norwegen, die früher fast ausschließlich diesen Markt beherrschten, erheblich zurückdrängten.

Wir sehen daraus, daß Japan auch in Indien seine bisher so erfolgreiche Politik der wirtschaftlichen Eroberung anwendet, der die spätere politische und militärische eigentlich nur als natürlicher Abschluß nachfolgt.

Wir haben weiter oben bereits wiederholt darauf hingewiesen und uns auch schon des längeren mit der auffälligen Erscheinung be-

schäftigt, wie die englisch-japanische Freundschaft sichtlich erkaltet und sich nicht nur im japanischen Volke, sondern besonders in führenden und der Regierung nahestehenden politischen und militärischen Kreisen eine heftige antienglische Strömung geltend macht und ständig Boden gewinnt. So hat der Fall, daß kürzlich englische Kriegsschiffe japanische Dampfer durchsuchten und Deutsche und Hindus, die als Passagiere auf den Schiffen waren, trotz der Proteste der japanischen Offiziere mit Gewalt fortnahmen und zu Gefangenen machten, in Japan einen Sturm heftiger Entrüstung gegen die englische Willkür hervorgerufen, und die japanische Presse bringt fortwährend Artikel, die für England wenig schmeichelhaft sind und die auf eine tiefsitzende Feindschaft schließen lassen, die in vielleicht nicht allzulanger Zeit am ostasiatischen Himmel düstere Gewitterwolken heraufbeschwören kann, deren Blitze möglicherweise eines Tages die bisher von den Schrecken des Krieges noch verschonte östliche Hälfte unseres Erdballs in Brand zu setzen vermögen.

So klopft das Gespenst der gelben Gefahr bereits drohend an die Grundfesten des britischen Weltreiches, und einsichtsvolle Engländer sind sich längst darüber einig, welche schwerwiegenden Entscheidungen einmal der wirtschaftliche und politische Aufschwung Ostasiens heraufbeschwören wird. Der englische Publizist Lovat Fraser entwarf kürzlich ein recht interessantes und lebenswahres Bild der kommenden Dinge im Orient. „Während der Westen unglücklicherweise in ein gegenseitiges Gemetzel geraten ist," so schreibt Fraser in der „Daily Mail", „verwandeln sich die trockenen Knochen des Ostens in neues, blühendes Leben. Als ich China zum ersten Male sah, gab es nur ein kleines Stückchen Eisenbahn im Lande, und das war weit entfernt — im Norden. Würdige Mandarinen mit Zöpfen und reichgestickten Jacken versicherten mir, daß die Chinesen Eisenbahnen nie dulden würden. Heute sind die Zöpfe fort, und die Lokomotiven haben triumphiert. Und Indien hat die gleiche Entwicklung gehabt.

Ich bin weit davon entfernt, das Gespenst einer neuen asiatischen Gefahr militärischer Art in die Wand malen zu wollen. Wir haben nicht zu befürchten, daß eine neue Mongolenhorde auf Moskau marschieren, ein neuer Suleiman an die Tore Wiens klopfen wird. Die asiatische Gefahr ist im wesentlichen industrieller Natur. Während wir einerseits unseren Reichtum vergeuden und andererseits Kindern Löhne zahlen, wie sie Großbritannien nie zuvor gekannt hat, erhebt sich im Osten allmählich die Möglichkeit einer Konkurrenz, die weit größer ist als diejenige, die wir von Deutschland je zu fürchten haben.

Nehmen wir Chinas Fall. China scheint gegenwärtig im Zustande hoffnungsloser Verwirrung. Und doch ist nichts sicherer, als daß es sich wieder erholen wird. Es ist durchaus unwahrscheinlich, daß es irgendeiner anderen Macht, wie ehrgeizig und fähig sie auch sein mag, gelingen wird, China zu unterwerfen. Die gegenseitigen Eifersüchteleien der Mächte sind Chinas bester Schutz. Einst hörte ich Lord Salisbury erklären, daß eine Nation, die 3- bis 400 Millionen der fleißigsten Menschen zählt, niemals aussterben könne. Und er hatte recht. China besitzt größere materielle Hilfsmittel als Europa oder Amerika. Es hat fast unerschöpfliche Kohlen- und Eisenlager, die noch kaum berührt worden sind. Alles gedeiht innerhalb seiner Landesgrenzen, vom tropischen Erzeugnis bis zum Ernteprodukt der gemäßigten Zonen. Die chinesischen Arbeiter leben von dem Gegenwert eines Penny täglich. Und dabei haben sie nicht den Eifer für die Industrie eingebüßt, wie es im Westen der Fall ist. Mißregierung, und nicht etwa Mangel an Hilfsmitteln, hat in den letzten Jahren so häufig Unzufriedenheit in China verursacht. China hat schon früher derartige Zeiten durchgemacht und ist doch immer wieder erfolgreich daraus hervorgegangen. So wird es auch wieder sein. Eine organisierte Industrie auf westlicher Grundlage ist in China noch in den Anfängen. Bis jetzt haben die anderen Länder sich um den chinesischen Markt beworben. Aber die Zeit muß kommen,

wo die Chinesen, mit ihren eigenen Erzeugnissen in den Händen, an die Tore des Weltmarktes klopfen werden. Wenn wir vom ‚Handel nach dem Kriege' sprechen, so sollten wir nicht vergessen, an China zu denken.

Nach meiner Auffassung wird der Handelskrieg, der nach dem militärischen Kriege zu erwarten ist, voraussichtlich weit größer und heftiger sein, als man allgemein annimmt. Asien wird darin in zehn Jahren eine jetzt kaum vermutete Rolle spielen. In diesem Kampf werden wir bedeutend im Nachteil sein infolge der unklugen und übermäßigen Kriegssteuern, die jetzt auf unser Kapital gelegt werden. Über die schwierige Tariffrage will ich mich erst gar nicht äußern. Worauf es mir allein ankommt, ist, nachzuweisen, daß jede Erörterung des Handels nach dem Kriege unfruchtbar ist, sobald sie die Existenz Indiens, Chinas und Japans unberücksichtigt läßt.

Die dahinter ruhenden wichtigeren Fragen betreffen die Rolle, welche diese ungeheuren asiatischen Nationen in den zukünftigen Geschicken der Welt zu spielen bestrebt sein werden. Ein verarmtes und erschöpftes Europa wird die asiatischen Angelegenheiten unter einem etwas anderen, weniger gönnerhaften Gesichtspunkte zu betrachten haben. Japan ist unser loyaler Alliierter und hat sich den Großmächten zugesellt. Es ist heute die erste Macht im Pazific, und seine Ansprüche sind berechtigt groß. Ob Europa will oder nicht, es muß sich an den Gedanken gewöhnen, daß die 900 Millionen Asiaten zukünftig den Wunsch hegen werden, eine weniger untergeordnete Rolle in der Welt zu spielen. Und die Wiedergeburt Asiens wird vielleicht überraschende Ergebnisse zeitigen . . ."

Jeder Kenner des Ostens wird den Fraserschen Ausführungen beipflichten müssen, wenn er auch absichtlich, und zwar um dem „loyalen Alliierten" Englands nicht auf die Füße zu treten, ängstlich an den Japanern vorbeiredet, obwohl die von ihm geschilderte gelbe Gefahr doch nur von japanischer Seite kommen kann. Denn

Chinas industrielle Entwicklung steckt heute noch völlig in den Kinderschuhen, und die inneren politischen Wirren der letzten Jahre haben durchaus nicht den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes gefördert. China, das eben erst in dem tatkräftigen Yuanschükai seinen Napoleon verloren hat, der allein die Kraft besessen hätte, das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie und Revolution zu bändigen und das Reich der Mitte wieder in geordnete Bahnen einer stetig aufsteigenden Renaissance entgegenzuführen, steht am Rande des Chaos, aus dem ihm nur noch Japan helfen kann, das auch aus diesem Grunde so großes Interesse an Yuanschükais plötzlichem Tode hatte, so daß man vielleicht nicht mit Unrecht behauptet, der chinesische Diktator, der nur zögernd dem Drängen Japans, auf die ihm vom Volk angebotene Kaiserkrone zu verzichten, nachkam, sei mit japanischem Gift beseitigt worden.

Wie dem auch sei — Japan wollte nicht zugeben, daß sich in China eine neue Dynastie auf dem verwaisten Mandschuthron etabliert, und am allerwenigsten eine Dynastie, die wie Yuanschükai imstande gewesen wäre, das Reich frei von jeglicher Einmischung des Auslandes zu machen. Aus gleichen Gründen wie Mexiko unterstützen die Japaner die chinesischen Rebellen. Sie warten, hinter den Kulissen stehend und alle Vorgänge auf der Bühne gespannt verfolgend, auf den Augenblick, wo China vor der völligen Anarchie steht und der Auflösung preisgegeben ist und sich selbst nicht mehr helfen kann. Dann greifen die Japaner als Retter in der Not ein. Ihre Heere werden die Aufständischen zu Paaren treiben und überall im Lande mit rücksichtsloser Strenge Ordnung schaffen, wobei sich Japan jegliche Einmischung europäischer Mächte und vor allem Englands und der nicht minder interessierten Vereinigten Staaten energisch verbitten wird.

Japan trachtet nach nichts anderem, als China mit dem Inselreiche zu einem großen mongolisch-buddhistischen Staate zu vereinigen, der in der Tat binnen kurzem allen fremden

Kolonien in Ostasien ein Ende bereiten und eines Tages außer Amerika vielleicht auch Europa bedrohen wird.

Sobald China mit seinen 330 Millionen Bewohnern in dem großjapanischen Reiche aufgegangen und japanisiert ist, wird der Augenblick des großen asiatischen Völkerkrieges gekommen sein. Und was Indien für Großbritannien geworden ist, dasselbe wird einst China für Japan bedeuten.

Mit Korea und Formosa besitzt Japan heute 620000 Quadratkilometer — etwas mehr als den Flächeninhalt des Deutschen Reiches — und hat rund 65 Millionen Einwohner. Es ist eine Macht zweiten Ranges, was aber dem japanischen Ehrgeiz nicht genügt. Mit den 330 Millionen Chinas aber würde Japan eine Weltmacht darstellen, der nur noch das 450 Millionen Menschen unter seinem Zepter vereinigende britische Imperium zu vergleichen wäre, dem Japan-China jedoch an militärischer Stärke entschieden überlegen sein dürfte.

Wir sagten, das China für das japanische Weltreich dasselbe bedeutet wie Indien für das britische, und wollen diesen interessanten Vergleich hier etwas näher beleuchten.

Von der Gesamtbevölkerung des englischen Weltreiches wohnen 70% in Indien; ohne Indien würde Großengland noch 28 Millionen Quadratkilometer — ein Viertel der bewohnten Erdoberfläche — umfassen, aber die noch verbleibenden 130 Millionen Einwohner dieses Reiches würden über alle Weltteile zerstreut sein.

Die von Natur weichlichen und wenig widerstandsfähigen Inder sind der kräftigeren, zähen Bevölkerung Chinas keineswegs gewachsen, was schon für die wirtschaftliche Produktion der beiden Länder von größter Bedeutung ist.

Indien ist heute eines der wichtigsten tropischen Ausfuhrländer; es besitzt für die Juteproduktion ein Weltmonopol, und im Jahre 1913/14 wurden von 1360000 Hektar etwas über 10½ Millionen Ballen im Werte von einer Milliarde Mark geerntet.

Indien ist ferner nach den Vereinigten Staaten heute der größte Baumwolleproduzent der Erde; es nährt 111¾ Millionen Stück Rindvieh, doppelt soviel wie die Vereinigten Staaten, dreimal soviel wie Rußland, mehr als fünfmal soviel wie Deutschland, fast ebensoviel wie diese drei Staaten zusammengenommen. Die indischen Malaienstaaten sind nahe daran, den Kautschuk-Weltmarkt zu beherrschen; die Hälfte allen in der Welt erzeugten Reises bringt Indien hervor. Auf 27—29 Millionen Hektar werden 28—30 Millionen Tonnen Reis gewonnen, nebenbei erzeugt Indien noch 10 Millionen Tonnen Weizen. Es spielt durch seine Ausfuhr von Tropenprodukten in der Weltwirtschaft eine große Rolle; der indische Außenhandel wertete 1912 bereits 8262 Millionen Mark.

Wenn China unter straffe, zielbewußte Führung kommt, wird es schon deshalb wirtschaftlich weit mehr leisten als Indien, weil seine Bewohner mehr Land zur Verfügung haben als die Inder. Müssen diese 320 Millionen sich mit 4,7 Millionen Quadratkilometer begnügen, so haben die 330 Millionen Chinesen 11,14 Millionen Quadratkilometer zur Verfügung. Indien ist mit etwa 68 Menschen auf den Geviertkilometer fast ebenso stark bevölkert wie Europa ohne Rußland, das seine 320 Millionen Menschen (ebensoviel wie Indien) auf 4425000 Quadratkilometern unterbringen muß, 73 auf das Geviertkilometer; China aber hat auf ein Geviertkilometer knapp 30 Menschen. Weite Gebiete des Riesenreiches sind sehr schwach bewohnt, während die Bevölkerung in den Küstenprovinzen sich eng zusammendrängt. Wird China, das heute schon große Mengen Ölfrüchte erzeugt, Reis, Zuckerrohr, etwa 100000 Tonnen Baumwolle, richtig erschlossen und entwickelt, dann steigt es dank der größeren Energie und Arbeitstüchtigkeit seiner Bewohner in der Weltwirtschaft weit höher als Indien*).

*) Das Fußfassen in China ist für Japan schon aus dem Grunde besonders wichtig, um sich die Basis für eine Eisenindustrie zu sichern. In einem japanischen Briefe, der kürzlich im „Economiste français" veröffentlicht wurde, wird in sehr interessanter Weise dargelegt, daß die größte Kriegslehre für Japan die Erkenntnis

Ein einheitlich geführtes Japan-China wäre aber in seiner Geschlossenheit ein Gebilde von so furchtbarer Stoßkraft, daß seine Herausbildung eine Umgestaltung aller politischen und wirtschaftlichen Weltverhältnisse bedeuten würde.

Indien und China sind die größten Menschenreservoire der Erde. Von den 1650—1700 Millionen Menschen der Erde beherbergen sie zusammen 650 Millionen. Großbritannien mit Indien und Japan-China würden mit 450 und 400 Millionen Bewohnern die Hälfte der Menschheit beherrschen.

Zielbewußt arbeitet Japan im stillen an der Verwirklichung dieser Idee, indem es alle Buddhisten Asiens unter seiner Führung vereinigen will. Die größten Länder des Buddhismus aber sind Indien und China, der Schwerpunkt des heutigen Buddhismus liegt jedoch zweifellos in Japan. Da die japanische Missions-Propaganda im hohen Grade mit Politik verknüpft ist, sollte sie allgemeinem Interesse begegnen. Sie verfolgt auch höhere Ziele, zunächst die Aufrichtung der National-Idee.

Die Japaner trachten also danach, alle Buddhisten zu vereinigen. Bei ihren langjährigen Bestrebungen in China haben sie richtig er-

---

der Notwendigkeit sei, sich eine von Europa unabhängige Eisen- und Stahlindustrie zu schaffen. Als erster Punkt der Maßnahmen, die in Japan erwogen werden, um dieses Ziel zu erreichen, wird die Aufdeckung von Eisenminen in der Mandschurei und ihr Ankauf für Japan genannt. In engem Zusammenhange mit diesem wirtschaftlichen Ziele steht die Vertragspolitik, welche die japanische Regierung in der Kriegszeit getrieben hat. In den chinesisch-japanischen Verträgen vom Mai 1915 lautet neben der Regelung von Eisenbahnfragen eine der wichtigsten Bestimmungen, daß japanische Untertanen in der südlichen Mandschurei Land pachten dürfen, um für Handel, Industrie und landwirtschaftliche Zwecke geeignete Gebäude zu errichten, und daß sie das Recht haben sollen, in der südlichen Mandschurei zu wohnen, zu reisen und Handel und Industrie jeglicher Art zu betreiben. Der ganz kürzlich abgeschlossene russisch-japanische Vertrag verfolgt in der Hauptsache den Zweck, Japan für seine Expansion in China den Rücken zu decken, nicht in letzter Hinsicht auch für den Augenblick, in dem diese Expansion unvermeidlich zu Konflikten mit dem jetzigen Bundesgenossen England führen muß.

kannt, daß von den entarteten Klerikern dieses Landes nichts zu erreichen ist. Die japanische Propaganda richtet sich daher in neuester Zeit an die Buddhisten der gebildeten Stände Chinas und, wie es scheint mit Erfolg. Daß die Tokioter Regierung den buddhistischen Bestrebungen der Japaner in China große politische Bedeutung beimißt, zeigt der Umstand, daß unter den Forderungen, die Japan an China im Frühjahr 1915 stellte, auch die der freien buddhistischen Missionstätigkeit vertreten war. Auch die buddhistische Propaganda in Indien zeigt neues Leben. Wie weit da der japanische Einfluß reicht, ist heute schwer festzustellen. Von Buddhisten in Kalkutta wurde um 1890 die Mahäboohi Society gegründet, deren Hauptziel die Wiederherstellung des Buddhismus in Indien ist*).

Hand in Hand mit der religiösen Eroberung geht die wirtschaftliche Erschließung Chinas durch Japan, die wir bereits oben kurz erwähnten. Diese Propaganda richtet sich direkt gegen England, dem dadurch für Indien eine besorgniserregende Konkurrenz erwächst, und hauptsächlich gegen Amerika, das vor dem Kriege China als seine alleinige Einflußsphäre anzusehen gewohnt war, und schließlich auch gegen Frankreich, das seine Kolonien in Annam und Tonkin auf Kosten des angrenzenden chinesischen Gebietes vorteilhaft zu vergrößern hoffte.

England und Frankreich wähnten beim Abschluß ihres Vertrages mit Japan die gemeinsamen Anliegen in den ostasiatischen Gewässern zu wahren. Japan wahrte aber zunächst seine eigenen Interessen, indem es den Engländern ihre Aufgabe abnahm und Tsingtau den Deutschen entriß, nicht um es an China zurück-

*) Auch in den Vereinigten Staaten Nordamerikas betreiben die japanischen Buddhisten eifrigst Propaganda. In San Franzisko haben sie eine ständige Mission. Im Jahre 1906 bereiste Soyen Shaku, Erzabt des Engaku-Klosters in Kamakura, Amerika und machte sich durch Aufsätze und Vorträge über den Buddhismus einen Namen. Diese Vorträge sind als „Sermons of a Buddhist Abbot" im Buchhandel erschienen. Selbst in Italien sind die Buddhisten ebenfalls tätig.

zugeben, sondern um es selbst zu behalten und hierdurch ganz außerordentliche Vorteile, die gleichfalls Nachteile der Engländer und Franzosen und Russen wurden, sich zu sichern. Mit völlig gebundenen Händen mußte der Bundesgenosse Japans, England, zusehen, wie sich die Japaner ihr Verhältnis zu China und die Sicherung ihres Einflusses auf China ganz nach eigenem Gutdünken und unbekümmert um die Wünsche und Rechte anderer — mochten diese auch die Verbündeten sein — einrichteten. Für die kleine — im Verhältnis zu den sonstigen kriegerischen Ereignissen kleine — militärische Leistung Japans als verpflichteter Bundesgenosse Englands war die Einheimsung von Tsingtau allein überreicher Lohn. Die Japaner gaben sich aber damit nicht zufrieden und holten sich weiteren Lohn; diesmal aber mehr auf Kosten Englands, Frankreichs und Rußlands, als auf Kosten des Deutschen Reiches. Denn das Protektorat — man kann füglich von einem solchen sprechen —, das sich Japan durch sein Übereinkommen mit China über das chinesische Reich gesichert hat, trifft den englischen, französischen und russischen Lebensnerv in China.

Schon heute beginnt die Tätigkeit der Japaner in China einen bedenklichen Einfluß auf das Wirtschaftsleben Indiens auszuüben; die Konkurrenz macht sich geltend. Dabei nimmt das Bestreben der japanischen Industriellen, Baumwollfabriken in China zu gründen, immer weiteren Fortgang. Die Naigai Baumwoll-Gesellschaft hat soeben in Tsingtau umfangreiches Gelände erworben, um eine Fabrik zu errichten. Die wohlbekannte Mitsui-Gesellschaft hat ihre Spinnereien in Schanghai weiter ausgedehnt und die Mitsubishi-Gesellschaft eine große Papierfabrik in China gekauft. Die Nihon-Baumwoll-Gesellschaft und die Toyo-Spinnerei eröffnete einen energischen Feldzug zur Eroberung chinesischer Märkte; eine Gesellschaft aus Osaka plant die Errichtung großer Fabriken, u. a. in Schanghai.

Für Indien sind diese Nachrichten von sehr großer Wichtigkeit. Besonders die Baumwollfabriken von Bombay haben in jüngster Zeit

über die wachsende Konkurrenz japanischer Spinnereien und Webereien geklagt, und diese Klagen sind durchaus berechtigt. Japanische Textilprodukte haben bereits in Indien weite Verbreitung gefunden, japanische Garne die indische Ausfuhr nach China schon in erheblichem Maße verdrängt. Auch in anderen Artikeln dringt der japanische Gewerbefleiß in Indien ein. Im großen und ganzen muß die Bedrohung des indischen Handels durch Japan bereits als sehr ernst bezeichnet werden.

England, das durch den Krieg mit Deutschland die deutsche Konkurrenz aus Ostasien verdrängen wollte, kommt dadurch allmählich vom Regen in die Traufe, denn die japanische Expansion wird die politische Machtstellung des britischen Weltreiches gefährden, während das von dem deutschen Handel nie zu befürchten war.

„Es ist dies vielleicht der größte Fehler," so wurde dem „Nieuwe Rotterdamsche Courant" kürzlich aus Kobe (Japan) geschrieben, „den die Engländer während dieses Krieges gemacht haben. Es würde ein viel größerer Vorteil für England sein, wenn es seine verhältnismäßig kleinen Streitigkeiten mit Deutschland aus dem Wege räumte, selbst wenn dies im Augenblick unter weniger günstigen Bedingungen geschehe, als daß es China an Japan und Rußland ausliefere. Ist das der Beginn eines Kampfes um die Vorherrschaft der weißen und gelben Rasse im fernen Osten? Ich bin geneigt, es zu glauben, und wenn dem so ist, dann werden wir vielleicht den Anfang des Kampfes noch erleben."

In dem Briefe wird dann weiter auseinandergesetzt, wie Japan es jetzt versteht, Korea zu reformieren. Bald seien dort 20 Millionen brauchbare Menschen gebildet, die überall hingebracht werden könnten. Wenn China erwache, würden mit einem Schlage 100 Millionen Menschen dastehen, und wenn einmal Verkehrswege, Eisenbahnen und Flußregulierungen vorhanden seien, so würden binnen kurzer Zeit weitere 100 Millionen hinzukommen. Was könne das alte Europa dem gegenüberstellen? In dem Briefe wird deshalb an-

geraten, daß Europa sich möglichst rasch verständige, um dieser drohenden Gefahr vom Osten her begegnen zu können.

Voll Zuversicht und froher Hoffnung blickt das japanische Volk heute in die gewitterschwangere Zukunft. Es weiß, daß dieser große Krieg, die Abrechnung mit Amerika und England, in absehbarer Zeit kommen muß, aber es weiß auch, daß es aus diesem weltumwälzenden Völkerringen allein und als unbestrittener Sieger hervorgehen wird.

Die Japaner stellen bereits ernste Berechnungen über die Machtverhältnisse nach dem Kriege an, sie vermerken sorgfältig die Zahl der im Kriege Gefallenen, und an der Hand der Ziffern schätzen sie, wie groß die Bevölkerung der europäischen Mächte nach dem Kriege sein wird. Dazu ziehen sie die Kriegsausgaben in Erwägung und wiegen sich schließlich in der Hoffnung, daß nur Japan als Weltmacht übrigbleiben werde, das höchstens noch mit Rußland zu rechnen hätte.

Als Bundesgenossen der Entente konnten sie die militärische Kriegsbereitschaft und Tüchtigkeit der Alliierten aufs genaueste prüfen und kennen lernen. In ihrer Ohnmacht mußten sich die europäischen Großmächte von dem kleinen Japaner in ihre Karten schauen lassen — zu ihrem eigenen Schaden.

Was der britische Landsoldat wert ist, davon konnten sie sich bei der Erstürmung von Tsingtau überzeugen. Das englische Hilfskorps, das an der Belagerung teilnahm und sich stets in genügender Entfernung von der vordersten Front hielt, sich aber, als die Japaner die Forts niedergekämpft und gestürmt hatten, in der eroberten Festung als die eigentlichen Sieger und Helden gebärdete, wurde von den Japanern mit geradezu verächtlicher Geringschätzung behandelt, und als sich die stolzen Briten über diese Zurücksetzung beklagten, wurden sie kurzerhand in den äußeren Forts interniert, von Japanern bewacht und ihnen das Betreten der Stadt überhaupt verboten.

Für Franzosen und Engländer japanische Truppen nach den europäischen Kriegsschauplätzen zu schicken, hat man in Tokio trotz wiederholten, dringenden Bittens mit Entrüstung abgelehnt. Das japanische Volk dünkte sich viel zu gut, als sich zum Kanonenfutter für die ohnmächtigen weißen Rassen herzugeben. Dagegen befinden sich an allen Fronten und in den Hauptquartieren der Alliierten japanische Generalstabsoffiziere und Militärattachés, und man darf überzeugt sein, daß diese Herren weniger in der Absicht, den Verbündeten wenigstens mit Ratschlägen beizustehen, als vielmehr mit dem ganz bestimmten Auftrage nach Europa geschickt wurden, die militärische Schlagfertigkeit und die militärischen Hilfsquellen der Ententemächte eingehend zu studieren, damit man aus ihren Erfahrungen in Japan entsprechende Lehren für den kommenden Krieg ziehen kann. Wie sich das meerbeherrschende Albion zur See schlägt, haben die Japaner bei Coronel, wo ihr Geschwader sich überhaupt nicht aktiv an dem Kesseltreiben gegen Admiral Spees Kreuzergeschwader beteiligte, sondern lediglich wie ein neutraler Beobachter den Verlauf der Schlacht studierte, und jüngst in der großen Seeschlacht am Skagerrak mit eigenen Augen gesehen, an der japanische Marineoffiziere im Stabe des Admirals Jellicoe teilnahmen.

Tatsächliche aktive Hilfe ließen die Japaner eigentlich nur ihrem ehemaligen Gegner Rußland zukommen. Sie vermittelten nicht nur die Auslieferung des in Amerika bestellten Kriegsmaterials über Japan nach Wladiwostok, sondern sie übernahmen selbst bedeutende Aufträge und lieferten den Russen mit ihrer Munition und ihren Mörsern auch japanische Bedienungsmannschaften, wie bei der Offensive des Generals Brussylow in Ostgalizien einwandfrei festgestellt wurde. Eine Anzahl dieser in russische Uniformen gekleideten Japaner wurde während der letzten Kämpfe von den Österreichern gefangen genommen, und da ergab sich die auffällige Tatsache, daß diese japanische Soldaten sehr gebildete Leute waren, die nicht nur Französisch und Englisch, sondern auch ganz geläufig

Deutsch sprachen. Es waren fast ausschließlich japanische Offiziere, Ingenieure und Journalisten, die mit offenen Augen ungestört die schönste Spionage betreiben konnten. Für sie gibt es keine Geheimnisse der russischen Armee mehr, und im Gefangenlager werden sie hinreichend Muße finden, ihre Beobachtungen niederzuschreiben, um sie nach der Rückkehr in ihre ferne Heimat zum Vorteil Japans zu verwerten.

So graben sich die Alliierten in wahnsinniger Verblendung ihr eigenes Grab, in das sie der gelbe Mann mit teuflisch grinsendem Gesicht hineinstoßen wird, wenn die Stunde der Abrechnung im fernen Osten schlägt.

Auch Amerika baut dem gelben Feind goldene Brücken. In ihrer unersättlichen Habgier liefern die Amerikaner heute nicht nur an England und Frankreich, sondern auch an Japan Kriegsmaterial, das für russische Rechnung über den Stillen Ozean und durch das Inselreich nach Wladiwostok geht. Aber es ist eine auffallende und zu mancherlei Komplikationen, die die schlauen Yankees stutzig machen sollten, Anlaß gebende Tatsache, daß weit mehr Kriegsmaterial nach Japan gegangen ist, als die Japaner bis jetzt ihrem russischen Verbündeten ausgeliefert haben. Offenbar hält Japan einen beträchtlichen Teil der amerikanischen Munition und Geschütze für sich zurück und schmuggelt mit dem Rest auch noch minderwertigere, im eigenen Lande hergestellte und mit nachgebildeten Stempeln und Zeichen versehene Fabrikate als „echt amerikanische Ware" nach Sibirien hinüber. So wird sich die einseitige „Neutralität" der gewissenlosen amerikanischen Kapitalisten und des Wilsonschen Systems einmal blutig am eigenen Volk und Lande rächen, wenn im Schlachtensturm das Sonnenbanner von Nippon weht und die amerikanischen Soldaten mit den eigenen Waffen und Kugeln getötet werden. An die ungeheuere Gefahr, die Amerika selbst bei diesem jetzt so üppig blühenden Munitionsgeschäft droht, scheint im Taumel des Milliardensegens drüben heute niemand

zu denken. Cicero müßte vor den Kongreß treten und wie einst vor 2000 Jahren vor dem Senat seine warnende Stimme erheben: „Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica“ ... Schon der wirtschaftliche Aufschwung, den das durch den Krieg mit Rußland seinerzeit finanziell völlig erschöpfte Japan in den letzten Jahren und ganz besonders während des europäischen Krieges genommen hat, verschiebt bereits heute das politische Gleichgewicht in Ostasien und im Stillen Ozean immer mehr zugunsten des Inselreiches. Der Zuwachs an wirtschaftlicher Kraft, den Japan durch den Krieg erfahren hat, wird daher wahrscheinlich in viel höherem Maße auf den freien Märkten der Welt in Erscheinung treten als der Nordamerikas. Japan hat bisher in der Kriegszeit für etwa 3 Millionen Pfund Sterling eigene Anleihen in London zurückgekauft; es ist zur Finanzierung seiner Kriegslieferungen an Rußland bereits als Kreditgeber aufgetreten, und nach den neuesten Nachrichten beschäftigt es sich zurzeit mit dem Plane, die Reorganisation der chinesischen Finanzen durch eine große Anleihe von 600 Millionen Yen allein in die Hand zu nehmen*).

*) Dieses neueste Projekt ist besonders interessant, wenn man sich die an politischen Intrigen so reiche Geschichte der chinesischen Anleihen aus den letzten Jahren vor dem Kriege in die Einnerung zurückruft. Anderthalb Jahre dauerten die finanzpolitischen Verhandlungen, die im Jahre 1913 zur letzten chinesischen 500-Millionen-Mark-Anleihe des sogenannten Fünf-Mächte-Syndikats führten. Das alte China-Syndikat, bestehend aus den Finanzgruppen Deutschlands, Englands, Frankreichs und Nordamerikas, hatte die Verhandlungen damals begonnen. Bald erhoben Rußland und Japan, beides Länder, die keineswegs in der Lage waren, eigenes Geld an das Ausland zu verleihen, den Anspruch, in das Syndikat der vier Mächte aufgenommen zu werden, und es ist rückschauend für die Verquickung der politischen und finanziellen Diplomatie interessant, daß damals die Bundesgenossen Frankreich und England die rein politischen Ansprüche Rußlands und Japans verwirklichen halfen. Japan brachte den auf ihn entfallenden Teil der Anleihe in London unter, Rußland in Belgien. Die Vereinigten Staaten zogen sich vor dem Abschluß aus dem Syndikat zurück, mit der Begründung, daß sie die innerpolitische Einmischung, die sie in den Bedingungen

Während die europäische Industrie mit ihrer eigenen Kriegsarbeit beschäftigt war, hat in Japan vor allen Dingen die Baumwollindustrie einen außerordentlichen Aufschwung genommen. In der ersten Hälfte des Jahres 1915 allein wuchs die Zahl der Baumwollspindeln in Japan um 500000 Stück, d. i. um mehr als das Dreifache des Zuwachses im Jahre 1913, das mit 164544 neuen Baumwollspindeln schon ein Jahr besonders großer Vermehrung war. Ähnlich stieg im Jahre 1915 die Zahl der Webstühle. Abnehmer für die erhöhte Produktion war in erster Linie China, aber darüber hinaus sind die japanischen Fabrikate auch schon auf den Märkten Südamerikas erschienen.

Über den Aufschwung von Japans Handel und Industrie während des letzten Jahrzehnts gibt das „Annual return of the foreign trade of the Empire of Japan" einige recht interessante Aufschlüsse. Der Gesamtumsatz von Japans auswärtigem Handel, der im Jahre 1903 kaum 600 Millionen Yen erreichte, stieg 1905 auf 810071627, 1908 auf 814503135, 1910 auf 922662804, 1912 auf 1145974119 und im Jahre 1914 auf 1186837186 Yen. Davon entfielen 27% auf England, 23% auf Amerika und 20% auf China. Während vor zehn Jahren im Reiche des Mikado nur 4000 Betriebe mit Maschinen von 140000 Pferdekräften arbeiteten, zählt man deren zurzeit 16000 mit 1125000 Pferdekräften. Die Handelsflotte vergrößerte sich innerhalb zehn Jahren von 1570 Schiffseinheiten mit 660000 Tonnen auf 3500 Einheiten mit mehr als 2 Millionen Tonnen und nimmt auf dem Weltmeere in bezug auf Tonnage den dritten Platz hinter England und Deutschland ein. Bei der rapiden Entwicklung der Industrie wächst der

der Finanzkontrolle erblickten, nicht mitmachen wollten. Wenn jetzt Japan die Gelegenheit des Krieges benutzt, um sich allein zum Finanzkontrolleur Chinas aufzuschwingen, so ist der Grund hierfür keineswegs in der Hauptsache in japanischem Kapitalüberfluß zu erblicken, sondern vielmehr in dem bereits eingehend besprochenen Streben, sich in dem reichen, noch unausgebeuteten China eine erweiterte wirtschaftliche Basis zu schaffen.

Bedarf an Rohmaterialien von Jahr zu Jahr. Von der Gesamteinfuhr nach Japan im Jahre 1915 im Werte von 488506812 Yen entfielen auf Rohprodukte und Halbfabrikate 402454117 Yen; darunter allein für Baumwolle für 200657162 Yen, Leder für 33750895 Yen und Wolle für 28140231 Yen. Durch den verstärkten Bau von Schiffen, die Erweiterung des Eisenbahnnetzes und die Bautätigkeit nach europäischem Muster ist Japan auch auf einen größeren Import von Eisen angewiesen; der Wert der Einfuhr von Roheisen nach Japan belief sich auf rund 50 Millionen Yen.

Der bereits genannte amerikanische Hochschullehrer Dr. Frederick Starr weist besonders auf den wirtschaftlichen und finanziellen Aufschwung hin, den Japan während der letzten Jahre und vor allem während des Krieges genommen hat, und betont mit Recht, daß diese sich im Lande aufhäufenden Reichtümer Volk und Regierung von selbst auf den Weg nationalistischer Expansionspolitik treiben.

Diese ehrgeizigen Pläne aber lassen sich nur mit Hilfe einer starken Flotte und eines nicht minder starken Heeres realisieren, und schon aus diesem Grunde hätten die Vereinigten Staaten und England, wenn die verantwortlichen Staatsmänner dieser Länder weniger kurzsichtig gewesen wären, den Japanern niemals das Messer in die Hand drücken dürfen, das ihnen einst selbst den Todesstoß versetzen wird.

Der Milliardensegen, den der Krieg über Japan brachte, kam sofort der japanischen Rüstungspolitik zugute. Dank der guten Rechnung seiner Staatsmänner hat Japan das alte Gerümpel an Kriegswerkzeug, das noch aus dem Krieg in der Mandschurei stammte, samt den inzwischen längst veralteten Fahrzeugen der ehemaligen russischen Port-Arthur-Flotte gegen glänzende Bezahlung wieder an Rußland losgeschlagen und dafür entsprechende Mengen des vorzüglichen und modernen amerikanischen Materials zurückbehalten, während mit dem Überschuß, der bei diesem Geschäft erzielt wurde, sofort Industriewerkstätten und Fabriken für Kriegsmaterial er-

richtet werden konnten. Für die Vergrößerung der japanischen Flotte beschloß kürzlich die Regierung 244 Millionen Yen zu fordern, die in sechs Jahresraten flüssig gemacht werden sollen. Für das Jahr 1917 ist allein die Bewilligung von 45 Millionen Yen beantragt worden. Diesen großen Ausgaben stehen andererseits nicht minder erhebliche Einnahmen gegenüber, die Japan seiner in den beiden letzten Jahren geradezu unheimlich rasch emporgewachsenen und leistungsfähigen Kriegsindustrie verdankt. So belaufen sich nach einem anscheinend von der neugegründeten japanischen Gesandtschaft in Bern inspirierten Artikel in der Schweizer Presse die Aufträge für das Militär- und Marinearsenal in Japan für 1916 auf 100 Millionen Yen. Rußland bestellte für 40—50 Millionen Woll- und Lederwaren, die bis Ende 1916 lieferbar sind. Schon heute verfügt Japan für das laufende Jahr über 170 Millionen Yen Kriegsaufträge, während es im Jahre 1915 annähernd für 200 Millionen, im Jahre 1914 dagegen nur für 15 Millionen Kriegsmaterial lieferte.

So herrscht im Vierverband eitel Freude über die treue Bundesgenossenschaft des „loyalen Alliierten" im fernen Osten. Die Yankees reiben sich schmunzelnd die Hände ob des schönen Geschäftes, das sie via Japan machen, und versichern, die Japaner wären ihre besten und aufrichtigsten Freunde, die nie an einen Krieg gegen die Vereinigten Staaten dächten; die Russen vergießen beim Eintreffen der japanischen Munition und Geschütze Freudentränen und vergessen ganz, daß es dieselben Kanonen und Geschosse sind, die sie in Port Arthur und in der Mandschurei einst dem gelben Feind überlassen mußten, der sie ihnen heute als der biedere, uneigennützige Freund und Helfer in der Not zu Shylockpreisen verkauft; die Engländer schließlich sind dank Japans Hilfe in der Lage, ihre Schiffe und Truppen aus Indien und Ostasien nach Europa zu holen, doch vielleicht nicht ohne eine gewisse bange Furcht vor der ungewissen Zukunft, aus deren schleierhaften Nebel ihnen heute schon dämonen-

haft die Fratze des „kleinen", nun aber ins Riesengroße gewachsenen Japaners entgegengrinst, der der britischen Weltherrschaft im Osten das Grab schaufelt. Der gelbe Mann ist das Werkzeug der Vorsehung, die Hand des Schicksals, das dafür sorgt, daß britischer Hochmut und britischer Größenwahn nicht in den Himmel wachsen. Und so wird, ohne daß Deutschland sich darum zu bemühen braucht, sein Feind Japan zu seinem Bundesgenossen im Kampfe gegen Englands Weltherrschaft.

Wenn wir nun am Schlusse unserer Darstellung noch einen kurzen Überblick über die gegenwärtige politische Lage im fernen Osten und über die den kommenden Weltkrieg bedingenden Ursachen geben wollen, so können wir das Ergebnis dieser Betrachtung in den folgenden Sätzen klar zusammenfassen:

Drei große Ziele sind es, die die japanische Politik jetzt und für die nächste Zukunft verfolgt:

Erstens trachtet es danach, eine kontinentale Macht zu werden, um die Hegemonie in Ostasien zu erreichen und den englischen und russischen Einfluß, der sich von Süden und Norden her geltend macht, zu verdrängen.

Zweitens sucht Japan alle mongolisch-buddhistischen Länder und Völker zu einem gemeinsamen Staatengebilde zusammenzuschweißen, als dessen religiöses und politisches Oberhaupt sich der Mikado in Tokio betrachtet, gleich wie der Kalif in Konstantinopel der geistliche Mittelpunkt der mohammedanischen, der Papst in Rom der gesamten katholischen und der Selbstherrscher aller Reußen der orthodoxen Christenheit ist.

Drittens endlich muß Japan, um den Osten tatsächlich zu beherrschen, die Oberherrschaft über den Stillen Ozean anstreben, wie andererseits alle ostasiatischen Meere von Kamtschatka bis Singapore japanische Gewässer werden müssen, über die allein das Sonnenbanner von Nippon gebietet.

Die Erreichung des ersten Zieles ist die Vorbedingung für die

Verwirklichung der beiden anderen, die lediglich logische Schluß-Folgerungen des ersteren sind. Wir werden also sehen, wie Japan zunächst mit allen Mitteln und Kräften seinen Einfluß in China zu befestigen und dieses Land völlig unter seine Gewalt zu bringen bestrebt sein wird.

Der wirtschaftliche Aufschwung, den das seit Jahrhunderten auf einer uralten, hochentwickelten Kultur eingeschlafene und in einem steifen Zeremoniensystem erstarrte China unter der japanischen Blutauffrischung und Neubelebung nehmen wird, hebt einerseits das Selbstbewußtsein der mongolischen und buddhistischen Rassen, die in China und Indien ihre größten Menschenreservate haben, andererseits gibt es Japan die wirtschaftlichen und politischen Mittel zur Verwirklichung seiner beiden anderen Ziele dadurch von selbst an die Hand. Japan wird dabei die Rolle des Preußens Ostasiens spielen.

Der japanische Einfluß in China und die dadurch hervorgerufene völlige Umgestaltung der ostasiatischen Verhältnisse kann naturgemäß nicht ohne eine bedeutende Rückwirkung auf England und auf die Vereinigten Staaten bleiben, die beide in China heute gleich stark interessiert sind.

Indien, dem Herzen des britischen Weltreiches, wird in dem viel größeren und ertragreicheren China ein gefährlicher Konkurent entstehen, von dem es in kurzem abhängig sein wird; Amerika sieht sich aus China völlig verdrängt, was zur Folge hat, daß sein Einfluß auf den ostasiatischen Handel und Markt schwindet und es selbst jeden kontinentalen Rückhalt und Stützpunkt für die im Norden und Osten von Japan umklammerten Philippinen verliert.

Diese beiden Erscheinungen müssen aber notwendigerweise zu einem Konflikt zwischen Japan und den Großmächten England und Amerika führen. Das japanische Volk rechnet heute schon mit diesem in absehbarer Zeit erfolgenden Zusammenprall wie mit einer selbstverständlichen und unvermeidlichen Tatsache; es geht ihr nicht ängstlich aus dem Wege und sucht sich auch nicht durch utopistischen

Selbstbetrug darüber hinwegzutäuschen, sondern es arbeitet zielbewußt darauf hin, um in den Tagen der Gefahr gerüstet zu sein und diese Feuertaufe, die über die Zukunft ganz Asiens entscheiden wird, siegreich und mit Ehren zu bestehen.

Deshalb wird es Wert darauf legen, so bald als möglich China zu unterwerfen und dessen unverbrauchten Reichtum zu mobilisieren, ein Ziel, das es vielleicht rascher, als wir denken, erreicht haben wird. Sobald dies geschehen, wird es mit England und Amerika abrechnen, wozu ihm beide Mächte zuerst Gelegenheit geben werden, da sie sich notgedrungen und aus Selbsterhaltungstrieb gegen die drohende japanische Expansion wehren müssen. Ein leiser Wind kann den knisternden Funken zum verheerenden Weltbrand entflammen. Sofort werden die Japaner auf den Philippinen, auf Hawai und in Kalifornien — heute alles noch harmlose, gutmütige Kaufleute und Arbeiter — zu den Waffen greifen und sich mit Hilfe der wie der deus ex machina erscheinenden japanischen Flotte der schwach verteidigten Inseln bemächtigen, ehe die Kriegsschiffe der Union noch zur Stelle sind, denn die Japaner werden sogleich den Panamakanal durch Sprengungen und Legen von Minen sperren und außerdem im Bunde mit Mexiko den Amerikanern auf dem Festlande viel zu schaffen machen.

Der erste japanische Erfolg im Stillen Ozean wird dann für die in Niederländisch-Indien lauernden japanischen Spione und geheimen Verbündeten ebenfalls das Signal zum Losschlagen sein. Die Flammen des Aufruhrs werden aber auch nach Britisch-Indien hinübergreifen, wo genug feuergefährliche Stoffe aufgestapelt sind und wo die Japaner inzwischen mehr als einen Freund unter den eingeborenen Fürsten gefunden haben. Vom Pandschab bis Singapore wird sich Indien zum Kampf gegen die englische Fremdherrschaft mit dem Feldgeschrei „Asien den Asiaten!“ erheben.

Vergebens wird das durch den europäischen Krieg geschwächte England das Feuer in Indien zu bekämpfen suchen, und während es

hier an seiner gefährlichsten Stelle angegriffen wird, können sich die Japaner ohne große Mühe Holländisch-Indiens bemächtigen und, unterstützt von Siam, sich auf Malakka festsetzen und Singapore, das Gibraltar des Ostens, besetzen.

Die bei den Eingeborenen nie beliebt gewesene französische Herrschaft in Tonking und Annam wird ein ebenso rasches Ende finden — allenthalben wird sich das Volk der europäischen Bedrücker durch furchtbare sizilianische Vespern entledigen.

Um im Sunda-Archipel und im Stillen Ozean freie Hand zu haben und seine gesamte Streitkraft Engländern und Amerikanern entgegenwerfen zu können, muß Japan im Norden gegen Rußland gedeckt sein, das ihm sonst leicht in den Rücken fallen könnte. Wer nur einen Blick hinter die Kulissen der japanischen Diplomatie geworfen und die jüngsten Vorgänge in Ostasien aufmerksam verfolgt hat, wird ohne weiteres begreifen, welche geheime Absichten die japanische Regierung verfolgte, als sie unmittelbar nach dem Kriege von 1904/05 alles aufbot, um die Beziehungen zu Rußland wieder in freundschaftliche Bahnen zu lenken und alles Mißtrauen gegen die japanischen Absichten in Ostasien geschickt einzuschläfern. Im Bunde mit England hat Japan der russischen Politik die verhängnisvolle Wendung von Osten nach Westen gegeben, indem man ihm vormachte, die Zukunft Rußlands liege in Europa, nicht in Ostasien; das ungeheure Reich brauche in erster Linie einen Zugang zum Mittelmeer — wobei man wieder das legendäre Testament Peters des Großen als Köder aushing und bedeutungsvoll auf Konstantinopel hinwies. Die gelbe Katze wurde auf einmal der beste und aufrichtigste Freund des russischen Bären und verriet ihm, wo er einen gar köstlichen Honig finden werde. Dem Bären lief das Wasser im Maul zusammen, daß er kurz entschlossen über den Bienenstock herfiel, dessen Verteidiger ihn jedoch jämmerlich zurichteten — zur größten Freude seines wohlmeinenden Ratgebers, der sich die mißliche Lage seines Freundes nicht entgehen ließ, um

ihm zum Trost auch noch einen Hieb auf den Rücken zu versetzen, der ihn erst schmerzen wird, wenn die Wunden, die er sich an Kopf und Füßen in Europa geholt hat, einigermaßen vernarbt sein werden*).

Wer hätte wohl vor zehn Jahren gedacht, daß die russisch-japanischen Beziehungen einmal ein so friedliches Gesicht zeigen würden wie heute? Jetzt kommt allerdings das am 3. Juli d. J. in Petersburg durch Sasonow und den japanischen Botschafter Motono unterzeichnete politische Abkommen nicht überraschend. Die vor diesem Kriege bereits teilweise erreichte und während des Krieges bekräftigte Annäherung Rußlands an Japan wurde von der Presse beider Länder lebhaft begrüßt, russischerseits besonders von der größten Tageszeitung, dem Moskauer „Rußkoje Sslowo". Dieses Blatt gilt bekanntlich als das Sprachrohr Sasonows, und deshalb verdient es in Fragen der auswärtigen Politik die größte Aufmerksamkeit. Schon am 3. Juli 1915 befaßte sich „Rußkoje Sslowo" ausführlich mit der Möglichkeit eines russisch-japanischen Bündnisses und sagte u. a.: Japan brauche für sein Aufblühen einen freien Zugang zum asiatischen Festland, Rußland aber einen Ausgang zum Mittelmeer. Infolgedessen könnte das russisch-japanische

*) So bemerkt das Wiener „Fremdenblatt" vom 10. Juli 1916 treffend zum Abschluß des russisch-japanischen Bündnisses: Die Niederlage, die Rußland vor mehr als zehn Jahren im Krieg gegen Japan erlitten hat, ist jetzt vollkommen geworden. Mit der Erklärung, daß das Zarenreich für lange Jahre hinaus seine Aufmerksamkeit dem Westen werde zuwenden müssen, gibt Sasonow aller Welt kund, daß Rußland nunmehr seine Politik vollständig in den Dienst Englands und Frankreichs gestellt hat, deren Bestreben seit vielen Jahren dahin ging, Rußlands Macht nach Westen zu lenken. Sasonow sucht zwar den Vertrag mit Japan als Erfolg der russischen Politik darzustellen. Tatsächlich aber ist wohl niemals eine großangelegte Politik schmählicher zusammengebrochen als die ostasiatische Rußlands. Die japanische Diplomatie feiert einen großen Triumph. Sie verstand es allzu gut, Rußlands Not zum eigenen Vorteil auszunützen. Das Zarenreich zahlt einen furchtbar hohen Preis für die Kanonen und die Munition, die Japan für schweres Geld liefert. Der Weltkrieg hat die Großmachtstellung des Zarenreiches am Stillen Ozean vernichtet.

Schutz- und Trutzbündnis eine große Rolle in der Weltpolitik spielen. Damals befürwortete „Rußkoje Sslowo" auch eine Mitwirkung Japans zur Öffnung der Dardanellen. Auch die „Nowoje Wremja" sagte damals: „Eine solche Unterstützung durch Japan wäre der beste Beweis für die aufrichtige Freundschaft Japans gegenüber Rußland."

In der japanischen Presse herrschte dagegen keine besondere Begeisterung für die militärische Mitwirkung Japans auf dem europäischen Kriegsschauplatz. Die japanische Zeitung „Asaki" sagte zum Beispiel ganz offen: „Wer andere zum Siegen braucht, hat selbst schon verloren." Graf Okuma, der japanische Ministerpräsident, berief sich in einer Regierungserklärung auf das Testament des verstorbenen Mikados, wonach japanische Truppen über den Ozean nur dann entsendet werden dürfen, wenn es heiße, eine direkt Japan drohende Gefahr abzuwehren ...

Auch in der russisch-japanischen Bündnisfrage wollten die Japaner sich nicht zu sehr beeilen. Selbst die japanische Regierung erklärte wiederholt, daß die Lösung dieser Frage auf eine „günstigere Zeit" zu verschieben sei! Es wurden oft japanische Preßstimmen laut, die von einem russisch-japanischen Bündnisvertrag erst nach diesem Kriege etwas wissen wollten. Selbst das offiziöse Blatt „Chozi" vertrat wiederholt diese Ansicht.

Da trat in Rußland der Munitionsmangel ein, und die Japaner erkannten sofort, daß hier die allerbesten Geschäfte zu machen sind. Schon lange vor Kriegsbeginn erstrebten sie mit viel Mühe eine Festsetzung auf dem russischen Markt. Als im vorigen Sommer der japanische Finanzmann Baron Megar in der Zeitung „Osi-Osi" die Notwendigkeit der unverzüglichen Mobilisation der japanischen Industrie zur Ergänzung der Kriegsvorräte der Verbündeten, besonders aber Rußlands befürwortete, fand sein Vorschlag freundliche Unterstützung in der japanischen Presse. Seit mehr als Jahresfrist liefert Japan jetzt seinem ehemaligen Feind und heutigen Freund eine solche

Menge von Munition und Ausrüstungen, daß sogar Zahlungsschwierigkeiten vorgekommen sind. Die russisch-japanische Freundschaft wurde also besonders durch den Munitionsmangel Rußlands befördert. Sasonow sagte in der Reichsduma offen, daß die japanischen Kriegslieferungen allerdings unter gewissen Bedingungen erfolgen. Diese Bedingungen sind sicher im Vertrag vom 3. Juli festgesetzt worden. Vorläufig gelten sie als geheime Abmachungen, sind jedoch teilweise in der russischen Presse schon im April d. J. bekannt gegeben worden. Sie bedeuten eine enorme Machtverstärkung Japans und ein Zurückweichen Rußlands. Die Japaner wollten, wie es übrigens Graf Okuma offen betonte, möglichst große Kompensationen für ihre Munitionslieferungen erhalten. Sie wollten auch eine Sicherheit dafür, daß die Revancheideen des verstorbenen Grafen Witte für alle Zeiten vergessen seien.

Schon im vorigen Sommer wurde in der „Birschewija Wjedomosti" offen gesagt, daß Rußland in der nächsten Zukunft keine aktive Politik in Ostasien zu führen imstande sei. Am 10. Februar d. J. sagte das „Rußkoje Sslowo": „Das russisch-japanische Abkommen wird endgültig für Rußland die Hände im nahen und für Japan im fernen Orient freimachen. Japan beginnt immer mehr Interesse für die Ereignisse in China zu zeigen. Uns interessiert aber China nur soweit, als von einem ungehinderten Handelsverkehr mit China die Rede ist. Vom politischen Standpunkt aus ist es schon längst notwendig geworden, China als außer unserem Einfluß liegenden Staat zu betrachten."

Daß auf Grund des Abkommens vom 3. Juli Japan freie Hand in China bekommen hat, darüber dürfte ja kein Zweifel mehr sein. Zuerst gilt dieses besonders für die Mandschurei und Mongolei. Nun haben die Japaner erreicht, daß die Hauptteisenbahnlinie Port Arthur-Mukden bis Charbin in ihre Hände kommt. Ein Blick auf die Karte zeigt am besten die Bedeutung eines solchen Abkommens.

Wie „Rußkoje Sslowo" ferner von maßgebender Seite erfährt,

bestehen die Zugeständnisse Rußlands an Japan in der Überlassung jenes Teiles der Bahnstrecke Kwangtschense—Charbin, der die erweiterte japanische Einfuhrsphäre durchschneidet, ferner in der Erlaubnis zur Niederlassung japanischer Einwanderer und Unternehmer in Nord-Sachalin und Ost-Sibirien und in dem Verwaltungsgebiete der ost-chinesischen Eisenbahn. Der Forderung Japans, Wladiwostok künftig ausschließlich den Charakter eines Handelshafens zu geben, wurde scheinbar auch Folge geleistet. Der japanische Gesandte Motono ersuchte die russische Regierung um Nennung aller Firmen des europäischen und asiatischen Rußlands, die bisher mit Deutschland gearbeitet hatten, um deren Einfuhr künftig durch japanische Industrieerzeugnisse zu ersetzen.

Der wirtschaftlichen Unterjochung durch den deutschen Handel und die deutsche Industrie ist Rußland also glücklich entgangen — nur schade, daß an die Stelle der verhaßten Deutschen jetzt die neuen japanischen Freunde getreten sind. Nennt man solches Possenspiel nicht treffend „den Teufel mit Beelzebub austreiben"? Stimmt doch schon ein so ententefreundliches Blatt wie „Nowoje Wremja" die nur allzu berechtigte Klage an: „Das Kapital unserer Verbündeten bemächtigt sich schlechterdings alles dessen, was wir die schlafenden Reichtümer Rußlands nennen und worin unsere Zukunft liegt. Schon sind die Fundorte von Gold und Platin am Ural, im Altaigebirge und am Amur verschachert. Schon sind die Konzessionen für die Ausbeute unserer Silber- und Wolframerze verschleudert. Sibirien ist schon heutzutage überfüllt von japanischen Textilen, Medikamenten, Papierfabriken, und japanische Handlungsreisende sind bereits bis zum Kaukasus vorgedrungen . . ."*)

*) „Nowoje Wremja" vom 23. 7. 1916. Der Petersburger „Denj" berichtet, daß die Japaner umfangreiche Gebiete in Transbaikalien, wo die schönsten Landschaften Sibiriens liegen, aufkaufen, um dort Badeorte anzulegen. Sie erhalten auch Konzessionen zum Bau von Verbindungsbahnen. Sibirien wurde oft als das Land der Zukunft bezeichnet — was die Japaner offenbar sehr rasch begriffen haben.

Auch finanziell gerät Rußland allmählich mehr und mehr unter japanische Vormundschaft. So meldete die „Rjetsch" vom 12. Februar 1916 aus Tokio, daß von dem russischen Gesandten in Tokio ein Abkommen mit einem Konsortium von 18 japanischen Banken über die Aufnahme einer russischen Anleihe von 50 Millionen Yen in Japan unterzeichnet worden ist. Die Anleihe soll zur Bezahlung der russischen Munitionsbestellungen in Japan dienen; ihr Zinsfuß soll 5 Prozent und die Tilgungsfrist ein Jahr betragen, für die Provision ist 1 Prozent vorgesehen.

Im wesentlichen aber kehrt der neue Bündnisvertrag zwischen Japan und Rußland seine Spitze gegen England. Ein Zusatz zu Artikel I besagt, daß die augenblicklichen politischen Kombinationen in ostasiatischen Fragen nicht den Vorzug vor dem neuen Bündnis besitzen. Es verbietet ausdrücklich, im Vertragsabschluß mit anderen Mächten beim zukünftigen Friedensschluß ein Abkommen einzugehen, das diesen Mächten gewisse Kompensationsrechte in Ostasien gewähren könnte.

Ein Zusatz zu Absatz II, der den gegenwärtigen Schutz anerkennt und Rechte und Interessen garantiert, erläutert diese Interessen genauer. Danach wird die äußere Mongolei als russische Einflußsphäre gerechnet. Dagegen sagt Rußland die Erfüllung der japanischen Ansprüche in Südchina zu. Es garantiert besonders gewisse japanische Zukunftsansprüche auf Honkong und Kwangtschuang. Es ist eine gewisse russische Vorbereitung auf den Friedensschluß als Rückgratstellung gegen England.

Mit dieser alten Rivalität zwischen England und Rußland in Zentralasien, die sich nach dem Kriege bei der Aufteilung Persiens noch mehr zuspitzen dürfte, rechnet Japan und sucht sie geschickt zur Verheimlichung und Bemäntelung seiner wahren Absichten in China zu benützen, die andernfalls sonst leicht die Eifersucht und den Argwohn Rußlands erwecken könnten.

Auch der Ausgang des europäischen Völkerringens wird von be-

deutendem, nicht zu unterschätzendem Einfluß auf die weitere Gestaltung der Dinge in Ostasien sein. Japan hat großes Interesse daran, daß England und Rußland möglichst geschwächt aus dem Weltkrieg hervorgehen und viele Jahre brauchen werden, um ihre Verluste zu verschmerzen und Heer und Flotte zu reorganisieren. Je länger sich die europäischen Völker noch gegenseitig abschlachten, desto günstiger ist dies für Japans Zukunftspläne, denn die Weißen werden dadurch, wie Graf Okuma treffend sagte, „Schrittmacher der gelben Rasse", die sie ehedem gemeinschaftlich bekämpfen wollten. Indes aber kann es Japan nur erwünscht sein, daß Deutschland nicht nur seine frühere Großmachtstellung in Europa behauptet, sondern auch nach dem Kriege noch ebenso ungeschwächt und stark dasteht, um Rußland und England stets in Schach halten zu können, damit diese Großmächte und Rivalen Japans an ihren Grenzen auch fernerhin von einem Gegner bedroht werden, dessen Stärke sie hindert, im Kriegsfalle ihre gesamte Wehrkraft nach Ostasien zu werfen. Die besten Truppen und der größte Teil ihrer Flotten wären eben doch immer an Europa gefesselt.

Deshalb mag man sich heute schon in Japan allen Ernstes mit dem Plan eines künftigen Bündnisses mit Deutschland tragen. Im Frühjahr wußten Schweizer Blätter — angeblich nach zuverlässigen Mitteilungen eingeweihter Petersburger Kreise — zu melden, daß der deutsche Gesandte Hintze in Peking mit Vertretern der japanischen Presse die Frage eines derartigen Bündnisses besprochen habe, das Japan volle Bewegungsfreiheit gegenüber Rußland und England gewähren würde.

Zunächst kann freilich von einem solchen Bündnis noch keine Rede sein, denn Japan gehört noch zu den Feinden Deutschlands, und es müßten erst, bevor an derartige Verhandlungen zu denken wäre, die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Staaten wiederhergestellt sein. Diese Frage heute schon näher zu erörtern, verbietet uns die Zurückhaltung, die wir uns aus leicht begreiflichen Gründen heute

in politischen Angelegenheiten auferlegen müssen, um weder hüben noch drüben Anlaß zu eitlen Hoffnungen und Kombinationen zu geben.

Soviel sei wenigstens gesagt: Die japanische Diplomatie läßt sich keine Gelegenheit entgehen, die dazu geeignet ist, das eigene Landesinteresse wahrzunehmen. Mit besonderem Eifer und sichtlichem Behagen verfolgt sie die möglichen Verwicklungen, die aus dem jetzigen Weltkriege sich ergeben und auch Amerika in anderer Weise als mit papierenen Noten beschäftigen werden. Die japanischen Zeitungen machten kein Hehl daraus, daß sie die Zuspitzung des deutsch-amerikanischen Konfliktes erwarteten. Sie hoffen wohl auch hieraus einen Gewinn für Japan herausschlagen zu können. Eine japanische Zeitung hat sogar die Andeutung gemacht, daß angesichts der hinterhältigen Treibereien der englischen und amerikanischen Diplomatie in Peking, die Verhandlungen mit China nicht zu einem für Japan günstigen Abschluß kommen zu lassen, die bundesvertraglichen Verpflichtungen ein Loch bekämen, wodurch es Japan leicht würde, mit Deutschland zum Friedensschluß zu gelangen und hieraus weitere Konsequenzen zu ziehen. Worin diese bestehen möchten, das hat vor Jahren einmal der große japanische Staatsmann Graf Ito ausgesprochen, indem er sagte:

„Daran, daß England und Amerika in absehbarer Zeit sich in die Haare geraten werden, ist nicht zu denken, weil beide Reiche in ihren Handels-, Industrie- und Schiffahrtsinteressen durch die deutsche Konkurrenz in gleicher Weise bedroht werden. Im Gegenteil, sie werden zusammen helfen, wenn es sich darum handelt, Deutschland in seiner wirtschaftlichen Entwicklung aufzuhalten und diese über den Haufen zu werfen. England und Amerika sehen aber auch den politischen und wirtschaftlichen Aufschwung Japans so ungern wie jenen Deutschlands, sie werden deshalb auch im Bund mit Rußland und Frankreich den berechtigten Bestrebungen Japans, auf dem asiatischen und amerikanischen Kontinent Platz für seine überflüssige Bevölke-

rung zu schaffen, entgegenarbeiten. Aus dieser Bedrohung gleicher Interessen könnte sich einmal ein Zusammengehen Japans mit Deutschland wider die beiden angelsächsischen Blutsverwandten ergeben. Es sind das natürlich nur Zukunftsgedanken, aber der Staatsmann muß, wenn er in der Gegenwart richtige Pläne und Entschlüsse fassen will, auch eine fernerliegende Zukunft in Rechnung ziehen, wofür Fürst Bismarck durch seinen billigen Friedensschluß mit Österreich und den hierdurch vorbereiteten Abschluß des Bündnisses ein leuchtendes Vorbild gegeben hat. Ich möchte nicht unterlassen, die Japaner, die zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen sind oder werden, zu ermahnen, an den Lehren zu lernen, die Bismarck durch die von ihm gegebenen tatsächlichen Musterbeispiele aufgestellt hat."

Was auch die Zukunft bringen möge — Deutschland kann ihr getrost und ohne Furcht entgegensehen. Seine Kolonien im Stillen Ozean und in China, die ihm die Japaner weggenommen haben, kann es verschmerzen, denn einen sonderlichen Nutzen brachten sie doch nicht, dazu waren sie zu klein und zu weit von den übrigen überseeischen Besitzungen entfernt. Als das Reich sie einst erwarb, geschah es, um England zuvorzukommen, das alles „herrenlose" Land gierig mit Beschlag belegte. Tsingtau diente der Aufrechterhaltung des politischen Gleichgewichtes in Ostasien gegenüber dem englischen Wei-hai-wei und dem russischen Port Arthur; die Karolinen und Marianen kaufte Deutschland von Spanien, um zu verhindern, daß sie, wie zehn Jahre später die Philippinen, von den Vereinigten Staaten annektiert wurden, und um andererseits auch die deutsche Flagge in der fast gänzlich britischen australisch-polynesischen Inselwelt zur Geltung zu bringen.

Ruhmvoll und heldenmütig haben sich die fernen deutschen Kolonien verteidigt, und in Ehren haben sie schließlich die schwarz-weiß-rote Flagge vor dem Sonnenbanner streichen müssen. Die Feinde triumphierten, aber auch Union Jack, Sternenbanner und Trikolore

werden einst aus Ostasien verschwinden und der aufgehenden Sonne im weißen Felde Platz machen müssen. Für Tsingtau und die Karolinen mögen vorteilhafter gelegene Teile der englischen Kolonien in Afrika und die Besiedelung Kleinasiens das deutsche Volk entschädigen.

Wenn aber die Kanonen auf den Schlachtfeldern Europas verstummt sein werden und uns wieder die heißersehnten Tage des Friedens winken, werden wir plötzlich den Osten in blutigem Flammenschein erglühen sehen. Dann wird der Kriegsgott auf der östlichen Halbkugel unseres Erdballs zum waffenklirrenden Totentanz aufspielen. Nicht dem deutschen Volke gilt es dann, sondern seinen Feinden, die es vernichten wollten und zu diesem Werk, das sie allein nicht vollbringen konnten, Geister herbeiriefen, die sie nicht mehr los wurden und die nun selbst über sie herfallen. Und abermals werden wir zu Augenzeugen jener uralten, unvergänglichen Wahrheit:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Dies Buch wurde gedruckt in
der Buchdruckerei F. E. Haag
in Melle i. H. für den Verlag
Wilhelm Borngräber in Berlin

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22413 9219